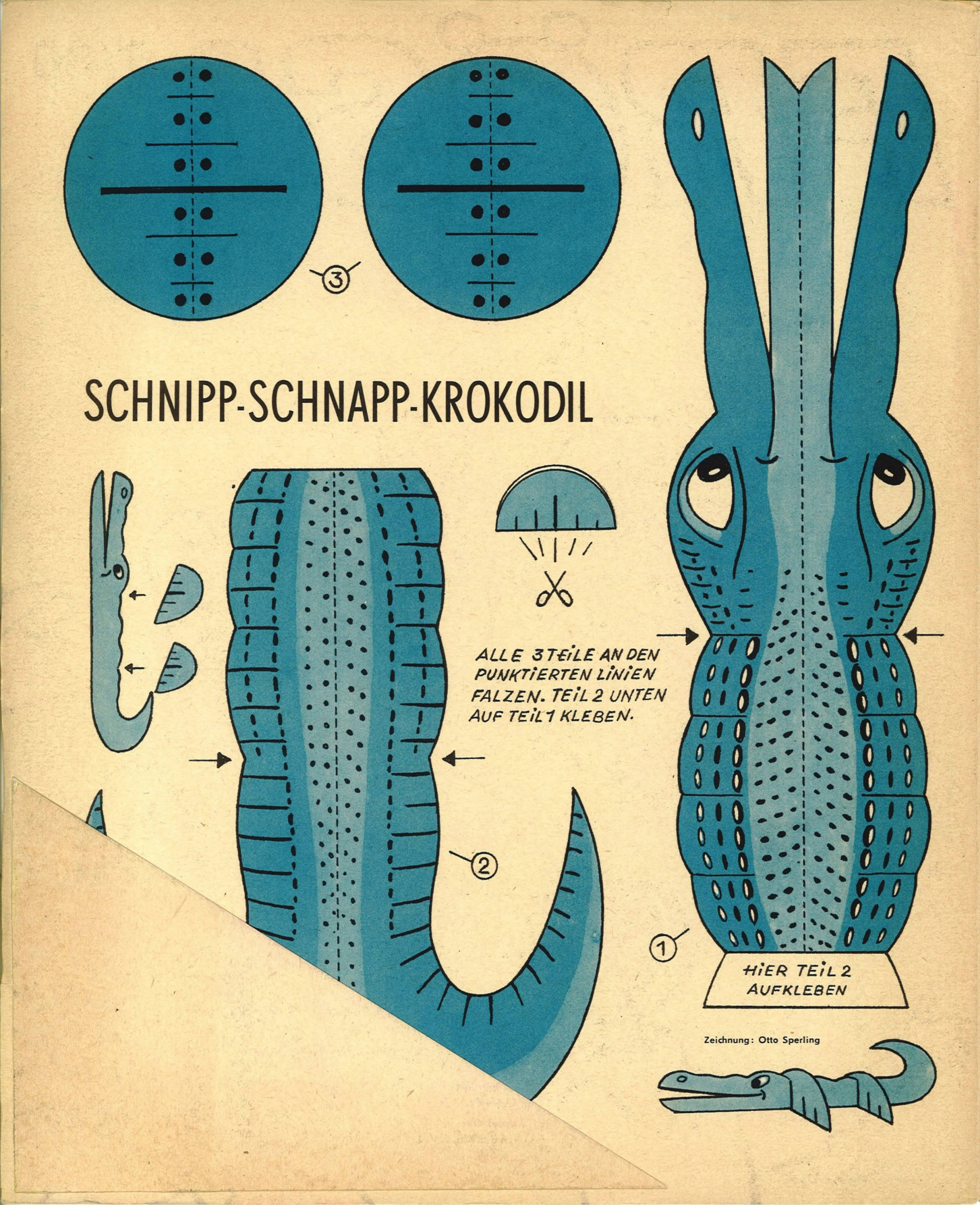

FRÖSI
7/80
PIONIERMAGAZIN
FÜR MÄDCHEN
UND JUNGEN
DER DDR
PREIS 0,70 M
Index: 31743
3
21
1
Klemke 80



SCHNIPP-SCHNAPP-KROKODIL
3
ALLE 3 TEILE AN DEN PUNKTIERTEN LINIEN FALZEN. TEIL 2 UNTEN AUF TEIL 1 KLEBEN.
2
1
HIER TEIL 2 AUFKLEBEN
Zeichnung: Otto Sperling

Zeichnungen: Richard Hambach



7/80

PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN

Ri

Nicht bloß ein Ferienbild ...

Weiß der Kuckuck, da ist mehr drauf. Und wenn's der Kuckuck weiß, dann wissen es scharfsinnige „Frösi"-Leser erst recht. Besonders diejenigen, die unsere Innentitelfragen der ersten fünf Hefte dieses Jahres griffsicher heruntergeschluckt haben. Um Physik ging's, um physikalische Gesetze und Begriffe: Hebel, Reibung, geneigte Ebene, Auftrieb, Gleichgewicht. „Welches Gesetz steckt in den Bildern?" fragten wir immer. Viele haben geantwortet. Viele richtig.

Schönen Dank.

Heute nun drehen wir den Spieß um und pieken das rückwärts auf.

Heute möchten wir wissen:

Wo in diesem Bild stecken die genannten physikalischen Gesetze? Ein Griff ins Leben also. Sagt uns, wo überall auf diesem Bild werden Hebel, Reibung, geneigte Ebene, Auftrieb und Gleichgewicht in der Praxis angewendet? Ihr werdet merken, daß ohne die verwirklichte Physik das ganze Ferienleben recht sauertöpfig wäre. Gelobt seien Archimedes und seine Nachfolger!

Schreibt eure Lösung wieder auf eine Postkarte. Sendet sie bis zum 30. September 1980 an „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37.

Und noch:

Schöne Ferien!

Moskauer Foto-Fenster-Test

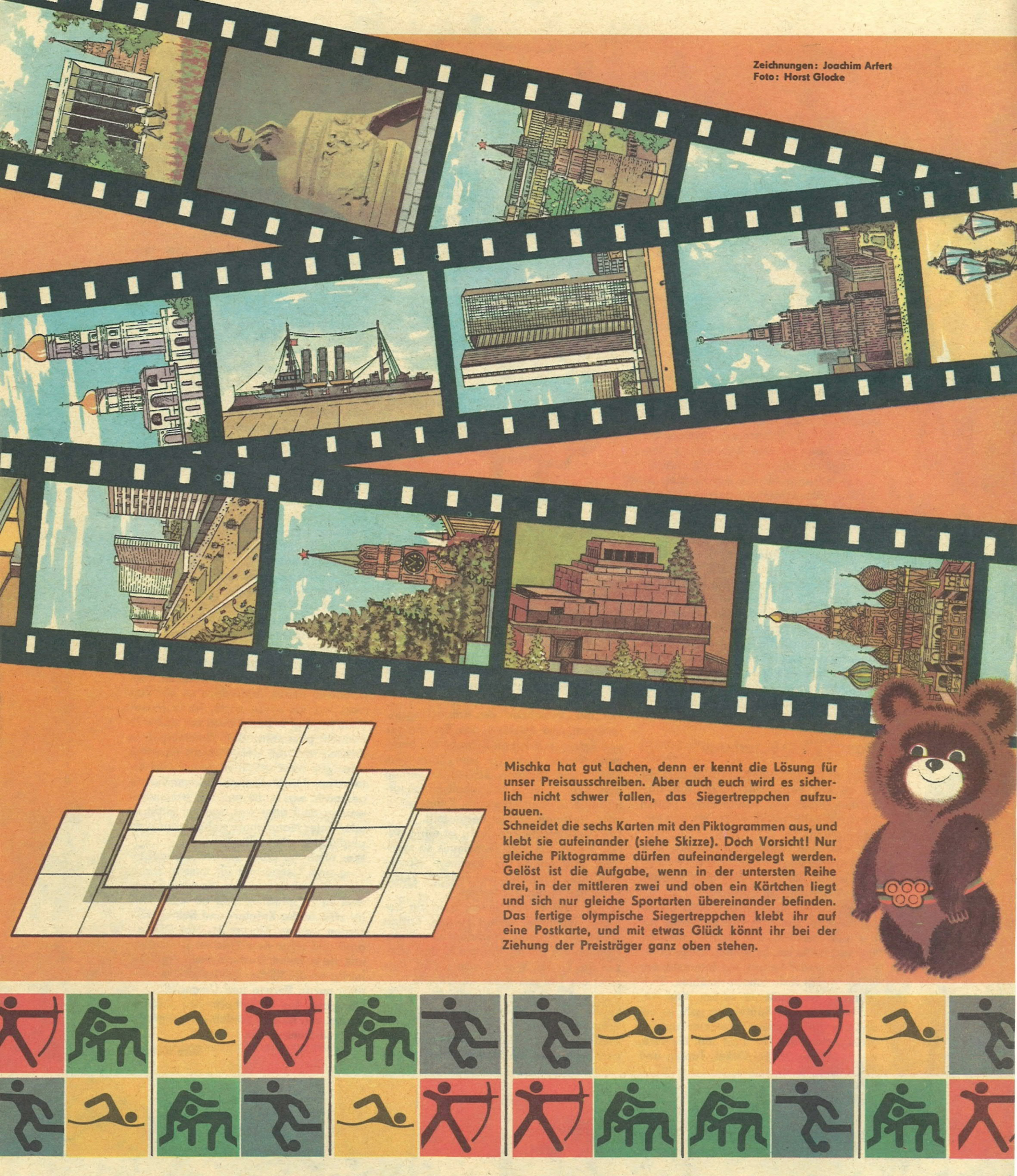
mit FRÖSI-Preis-Medaillen

Zu den Olympischen Sommerspielen sind tausende von Touristen aus vielen Ländern der Erde nach Moskau gereist. Ihr Interesse gilt hauptsächlich dem sportlichen Wettstreit um olympisches Gold. Natürlich widmen die Touristen auch den Sehenswürdigkeiten der sowjetischen Hauptstadt ihre Aufmerksamkeit. Und jeder, der einen Fotoapparat dabei hat, drückt fleißig auf den Auslöser. Ein Tourist stellt euch einen Teil seiner Fotos vor. Wer genau hinsieht, wird entdecken, daß er zwischendurch einen Abstecher in eine andere Stadt der Sowjetunion gemacht hat. In welcher Stadt war er? Der Name dieser Stadt ist das Kennwort für unser Preisausschreiben.

Schickt eure Postkarte mit dem Kennwort... und dem aufgeklebten Siegertreppchen an Redaktion FRÖSI, 1056 Berlin PSF 37.

Einsendeschluß ist der 15. September 1980

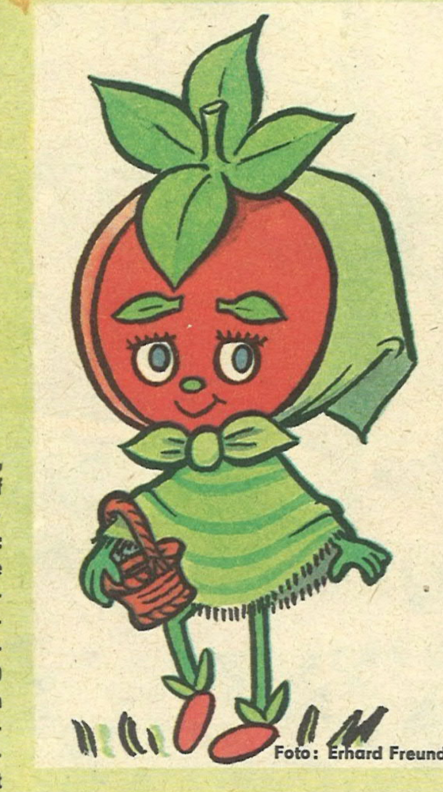
Wer gewinnt ein Mischka-Souvenir?



Zeichnungen: Joachim Arfert
Foto: Horst Glocke

Mischka hat gut Lachen, denn er kennt die Lösung für unser Preisausschreiben. Aber auch euch wird es sicherlich nicht schwer fallen, das Siegertreppchen aufzubauen.
Schneidet die sechs Karten mit den Piktogrammen aus, und klebt sie aufeinander (siehe Skizze). Doch Vorsicht! Nur gleiche Piktogramme dürfen aufeinandergelegt werden. Gelöst ist die Aufgabe, wenn in der untersten Reihe drei, in der mittleren zwei und oben ein Kärtchen liegt und sich nur gleiche Sportarten übereinander befinden. Das fertige olympische Siegertreppchen klebt ihr auf eine Postkarte, und mit etwas Glück könnt ihr bei der Ziehung der Preisträger ganz oben stehen.

Korbine im Kräuterhaus


Foto: Erhard Freund

Das was hier stand, schwarz auf weiß, auf einem Zeitungsausschnitt, der auf dem Riesen-„Frösi“-Schreibtisch lag, interessierte mich. Der Text lautete so: „Etwa 50 000 Kilogramm getrocknete Kräuter übergibt das Kräuterhaus Bergen/Vogtland alljährlich der pharmazeutischen Industrie für die Arzneimittelproduktion. Diese Menge, aus der 10 000 Kilogramm Trockenmasse zu gewinnen sind, wird von 600 Sammlern aus Erzgebirgs- und Vogtlandkreisen zusammengetragen ...“ Kräuterhaus! Dieses Wort hatte für mich magische Anziehungskraft. Auf, auf, Korbine, feuerte ich mich selber an. Was sitzt du hier herum, geh' der Sache auf den Grund, fahr einfach hin. Gesagt, getan. Landkarte und Fahrpläne waren schnell studiert, Bergen im Vogtland bald gefunden. Mit dem Städteexpreß Berlin–Zwickau, dann mit dem Linienbus kam ich schnell voran, fast bis ans Ziel. Schließlich ging es hinein in den Wald.

Das „VEB Kräuterhaus“

Nicht so geheimnisvoll, ganz anders als ich es mir vorgestellt hatte, sah das „Kräuterhaus“ aus. Hinter einer großen Fensterscheibe saß in einem weißen Kittel ein Mann.

„He, Korbine, woher des Weges, was führt dich zu uns?“

„Ich wollte nur mal nach dem Rechten sehen“, stotterte ich überrascht.

„Von unserem Kräuterhaus willst du etwas wissen? Das trifft sich großartig. Ich bin hier nämlich der Betriebsdirektor. Weigert heiße ich. Es stimmt, ich kann dir und den ‚Frösi‘-Lesern viel Interessantes von unserem Kräuterhaus erzählen. Vom Frühjahr an, mußt du wissen, Korbine, bis hinein in den Spätherbst geht es bei uns ein und aus wie in einem Taubenschlag, steht die Tür nicht still. Pioniere, deren Mütter, Väter, Onkel, Tanten und auch Rentner geben sich die Klinke in die Hand, bringen, was draußen wächst und reift: Beeren, Blüten, ganze Pflanzen, Wurzeln – je nachdem, wie es gebraucht wird, wie nützlich oder wertvoll es ist. Wir beginnen im April bereits mit der Annahme von Huflattichblüten, enden im Oktober/November mit Kastanien, Weißdornbeeren und Hagebutten.

Wir ‚die „Bewohner“ des Kräuterhauses, sortieren und trocknen das Sammelgut und liefern es dann an Betriebe der pharmazeutischen Industrie zum Schneiden, Sieben und Reinigen. Schließlich werden dort Arznei- und Gesundheitspflegemittel wie z. B. Teemischungen, Kräutersäfte oder Tinkturen daraus hergestellt.

Die medizinische Forschung ist eifrig dabei, hinter das tiefe Geheimnis so manchen Kräuterleins zu kommen. Häufig wird dabei bestätigt, was viele als Volksheilkunde bezeichnet haben.

Heute weiß es fast jeder: Baldrian beruhigt, Huflattich lindert Husten, Enzian stärkt den Magen, Weißdorn das Herz, Hagebutten liefern Vitamin C und senken das Fieber. Wer schlecht schläft, dem nützt ein Tee aus Brombeerblättern.“

Bestimmt muß ich ganz große Augen gemacht haben. Mein Erlebnis mit dem Kräuterhaus war für mich wie ein Märchen aus 1 000 und einer Nacht und dennoch wahr. Erst die Stimme einer jungen Frau, die für ein Weilchen die Tasten ihrer Schreibmaschine hatte ruhen lassen, holte mich in die Gegenwart zurück: „Korbine, sage deinen Lesern möglichst jeden Tag, wenigstens aber jeden Monat einmal, daß während der Sammelzeit jede Hand gebraucht wird. Arznei- und Gewürzpflanzen werden dringend benötigt, aber auch schmackhafte Heidelbeeren, Himbeeren, Walderdbeeren, Preiselbeeren, Brombeeren wollen wieder in leere Körbe. Jammerschade ist es um jede, die hängenbleibt. Bliebe zu erwähnen, daß es auch viel Spaß macht, das Laufen und Bücken in frischer Luft. Es ist gesund und erspart dem Sammler selbst so manche Medizin.

Ich weiß selbst am besten, wie eifrig in den letzten Jahren gerade Pioniergruppen waren, wieviel sie gesammelt haben. Hier im Vogtland denke ich da besonders an die Schüler der Diesterweg- und Herbart-Oberschulen in Plauen und an die Pioniere aus Werda. Mancherorts aber könnten es noch mehr sein, die sich beteiligen. Beispielsweise werden jährlich dreimal so viele Hagebutten gebraucht, wie gesammelt werden. Der Rest fehlt oder muß für viel, viel Geld importiert werden.

Hier noch ein Tip zum Abschluß für alle sammelfreudigen Pioniergruppen: Schließt feste Verträge mit eurem ‚Kräuterhaus‘ ab, das vielleicht nicht über ein so romantisches Plätzchen, nicht so einen ‚märchenhaft‘ klingenden Namen verfügt, sondern sich ganz schlicht und einfach Aufkaufstelle, Erfassungspunkt oder Apotheke nennt. Außerdem, so ein Vertrag, wie ich schon sagte, ist in jedem Falle wichtig. Er beugt auch vor, daß z. B. Pannen passieren, daß Sammelgut in Schulen verdirbt, weil es nicht pünktlich oder gar nicht abgeholt wurde. Ihr erfahrt bei Abschluß eines solchen Vertrages auch, was wann und wie gesammelt werden muß oder was, weil es giftig ist oder unter Naturschutz steht, lieber nicht gepflückt werden sollte.“

Was blieb mir übrig bei soviel Begeisterung und Tatendrang für unsere Sache, als mit meinem großen Korbine-Ehrenwort zu versprechen, daß wir auch 1980 für eine reiche Kräuter- und Beerenernte sorgen werden. Unsere Heimat DDR ist groß und trägt viele Früchte. Es liegt an uns, sie zu holen. Deshalb, liebe Freunde, hurtig an die Körbe. Bei los geht's los – nicht nur in Bergen und Umgebung.

Übrigens: Ins Gästebuch des Kräuterhauses von Bergen schrieb ich ein großes Korbine-Dankeschön.

Eure Korbine

2 x 2 = 4

Ferienzeit – das ist die Badesaison, das ist Wanderzeit, Zeit für eure Lieblingsbeschäftigungen – aber auch Beerenzeit. Zwei Sorten von Beeren, die ich meine, sind euch allen bekannt: die Heidelbeere und die Himbeere. Sie sind sehr schmackhaft und aromatisch. An staubfreien Stellen kann man sie sofort vernaschen.

Aber es gibt mindestens noch zwei bekannte Beerenarten. Dem Namen nach kennt ihr sie auch. Nur – sie dürfen nicht roh genossen werden und reifen etwas später im Jahr. Während der Herbstferien ist die richtige Zeit für sie. Also: Wer hat erraten, um welche Früchte es sich handelt? Es sind Hagebutte und Holunderbeere.

Hagebutten enthalten im Innern sehr unangenehme Härchen, die Entzündungen hervorrufen können, und Holunderbeeren sind in rohem Zustand leicht giftig.

Da haben wir es also, unser wertvolles Wildfruchtquartett:

ZWEI Sträucher mit roten Früchten und ZWEI mit blauschwarzen Beeren – jawohl, das sind tatsächlich VIER wertvolle Wildfrüchte. Zwei verschiedenfarbige Paare und – zwei sehr ungleiche Brüder!

Zum Frischverzehr geeignet

(rotes Paar –
 ... beere)
(blauschwarzes Paar –
 ... beere)

Erst nach Zubereitung eßbar

(rotes Paar –
 ... butte)
(blauschwarzes Paar) –
 ... beere)

Na, wer hat es richtig eingetragen?

Ihr kennt noch mehr? Richtig, es gibt auch sehr schmackhafte Brombeeren. Und – wiederum nur zubereitet – munden auch Preiselbeeren sehr gut. Doch sind sie nicht so häufig wie unser „Wildfruchtquartett" und wachsen nicht überall. Aber die Holunderbeeren und Hagebutten sind praktisch allgegenwärtig. Auch Heidelbeeren und Himbeeren findet ihr in allen Teilen unserer Republik – im Erzgebirge, im Thüringer Wald, im Harz, an der Ostseeküste, im seenreichen Mecklenburg, in den großen Kiefernwäldern der Mark Brandenburg und in der Lausitz. Die Fundstellen also sind, wie ihr seht, in unseren Haupturlaubsgebieten gelegen. Gegenden, in denen auch die meisten Pioniere ihre Ferien verbringen.

Was liegt da näher, als sich in den Ferien der schmackhaften Wildfrüchte anzunehmen? Am besten gleich mit der ganzen Gruppe. Das macht den meisten Spaß. Ihr könnt dabei singen, einen Wettbewerb organisieren, und mit den vielen Gefäßen lohnt auch der Weg zur Sammelstelle. Zwar wird dort auch jedes einzelne Kilo abgenommen und sehr gut bezahlt – aber wie unpraktisch, wenn jeder einzeln zur Aufkaufstelle läuft!

Das Durchstreifen der Wälder nach geeigneten Fundstellen ist übrigens die beste Medizin gegen die „Fernseh-Sessel-Krankheit" und ihre Folgen! Die Bewegung bei der Suche nach lohnenden Fundstellen bringt den Körper richtig in Schwung, kurbelt den Kreislauf an, fördert die Durchblutung, regt die Darmtätigkeit an, entfernt Schlacken aus dem Blut und macht Appetit ohne Angst vor dem Dickwerden. Denn wer viel läuft, wird nicht übergewichtig! Aber das Bükken beim Pflücken der Heidelbeeren? Gewiß, es ist nicht angenehm. Aber – ein Becher voll Heidelbeeren und noch ein Becher und noch einer ... Auch Willenskräfte müssen geschult werden, und Ausdauer kommt nicht von allein!

Die Wildfrüchte enthalten oft viel mehr Vitamine als die begehrten Bananen, Pfirsiche oder Weinbeeren. An der Spitze steht dabei die Hagebutte. Aber Mineralstoffe, Spurenelemente, Pektine und Fruchtsäuren sind von ebensolcher Bedeutung für unseren Körper. Oder glaubt ihr, daß wir Waldbeeren nur ihres Aromas wegen gern naschen? Nein, unser Körper braucht ihre Inhaltstoffe, deshalb essen wir so gerne Obst. Außerdem erfrischen und sättigen uns Waldbeeren auf langen Wanderungen.

Nun noch einige Tips zum „Wo"?

HIMBEEREN: Haltet immer die Augen offen, ob sich der Wald lichtet. Meist sind sonnige Abhänge und Schläge am erfolgversprechendsten. Aber Achtung: Oft sind an solchen Stellen junge Bäume gepflanzt. Und der heranwachsende Wald ist noch viel wertvoller als alle Beeren. Schont daher jeden jungen Baum! Jeden Ast! – Sehr üppige Früchte findet ihr manchmal auch an Waldrändern, an Wegen und in Hecken. Alle diese „Himbeerstellen" können auch „Brombeerstellen" sein. Nur sind diese seltener als Himbeeren und reifen erst nach den Sommerferien.

HEIDELBEEREN ODER BLAUBEEREN: Sie wachsen in Wäldern auf Sandböden. Sie bevorzugen Nadelwälder und können den Boden weithin überziehen. In lichten Altholzbeständen sind sie am üppigsten entwickelt. Die Preiselbeere besiedelt ähnliche Stellen, zieht aber lichtere, noch trockenere Standorte vor. Ganz dürftiger Sandboden, Heidegegenden oder unfruchtbare Gebirgslagen und Moore sind ihr Revier.

HAGEBUTTEN: Diese lieben vor allem alte Steinbrüche, Kiesgruben oder Wegraine. Dazu kommen Hecken und Gebüsche, wo auch oft Holundersträucher wachsen, sowie unfruchtbare, von Schafen beweidete Hänge.

Und gibt es nicht auch überall fleißige, eifrige Pioniere? Auf denn, die Sammelstellen warten auf euch! Ihr nützt eurer Gesundheit und uns allen. Jeder der fleißigen „Läufer", „Sammler" und „Bücker" erhält reichlichen Lohn. Außerdem ist jedes Kilo Wildfrüchte ein Baustein zur Stärkung unserer Republik! Ihr könnt euch mit dem Erlös einen eurer Wünsche erfüllen und anderen mit einer Solidaritätsspende helfen!

Frieder Gröger

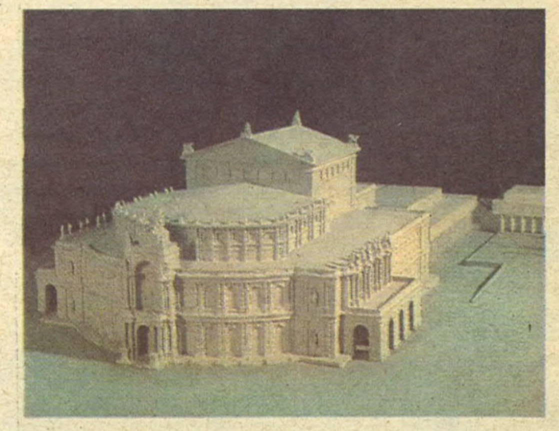
Zeichnungen: Jutta Mirtschin











Du strenge, heitere Schöne

Mauern aus unverputzt roten Ziegeln. Halbfertiges. Bauschutt, provisorische Treppen und Gänge. Meißelklänge. Hämmer. Motorenlärm. Einst rühmten Architekten ihre strenge, doch heitere Schönheit. Konzertmeister priesen ihre einmalige Akustik. Alle Freunde der Musik zeigen sich heute begeistert vom Wiederaufbau ihrer weltbekannten hundertjährigen Dresdnerin, der Semperoper.

Ein Meisterwerk mit oft wechselnder Geschichte, das am Theaterplatz nun schon drei Jahre Stück für Stück neu aus der Erde wächst. Gebrandmarkt und verwüstet war ihre malerische Schönheit. Pläne und Unterlagen glaubte man völlig verloren. So fiel es den Nachfolgern von Gottfried Semper nicht leicht, sie in ursprünglicher Gestalt neu zu erbauen. Überaus kompliziert sind die Arbeiten für die Bauleute. Methoden wurden entwickelt, die niemand zuvor anwandte.

Spuren eines Klangwunders

Denkmalpfleger, Kunst- und Naturwissenschaftler, die Detektive mit Skalpell und Lupe, suchten aufgeregt und mühselig die historischen Bilder und Verzierungen. Schallspezialisten der Technischen Universität folgen den verblichenen Spuren ihrer unverwechselbaren Klangfülle. Überzeugt, daß es gelingen wird, dem neuen Haus trotz fehlender Unterlagen einen wohltuenden Klang zu geben, fertigten sie ein originalgetreues Modell des alten und ein Projektionsmodell des neuen Zuschauerraumes an. Ein besonderes Verfahren verglich das Alte mit dem Geplanten. Da wurden anstelle von Bühnensängern oder Orchestern Knallgeneratoren aufgestellt. Ihre kurzen Schallimpulse werden auf den Publikumsplätzen gemessen.

Alle Bauherrn gehen mit viel Liebe und Sachkenntnis an die Arbeit. Fertiggestelltes zeigt sich bereits in voller Schönheit, und mit jedem Tag kommen die Erbauer ihrem Ziel ein Stück näher der Stunde, da sich der Vorhang zum erstenmal öffnet.

Ihre wechselvolle Geschichte

Der Architekt Gottfried Semper erbaute das weltberühmte Musiktheater in Dresden. Als damali-



Fotos: Siegfried Thienel

ger Professor für Baukunst und Vorsteher der Bauschule an der Dresdner Kunstakademie interessierte er sich 1837 für die Pläne eines neuen Opernhauses und setzte sein Vorhaben gegen den Widerstand am damaligen Hofe erfolgreich durch. 1841 wurde die erste Semperoper mit Goethes Schauspiel „Tasso" eröffnet.
1869 fällt Sempers Haus einem Brand zum Opfer. Als Ersatz entsteht in den Zwingeranlagen ein Übergangstheater, die „Bretterbude", bis nach Plänen und Entwürfen des Baumeisters das uns bekannte Haus errichtet wird. Sein Sohn Manfred leitete den Bau von 1871 bis zu seiner Fertigstellung 1878 an einer Stelle fünfzig Meter weiter nordwestlich. In der furchtbaren Bombennacht des 13. Februar 1945 brannte das Kunstwerk bis auf seine Umfassungsmauern nieder. Angloamerikanische Terrorbomber hatten Dresden barbarisch verwüstet. Nach Erhaltungsarbeiten in den folgenden Jahren wird 1976 der Grundstein für die neue Semperoper gelegt. Sie entsteht in ihrer alten Schönheit weitgehend originalgetreu und setzt dem begabten und politisch engagierten Architekten Gottfried Semper ein bleibendes Denkmal.

Annette Dubbers

Die Bambusflöte

Mit vier Jahren erhielt Gia seine erste Bambusflöte. Hiep, sein großer Bruder, hatte sie ihm geschnitzt. Ständig trug Gia die Flöte bei sich. Täglich setzte er sich auf einen Baumstamm mitten im Dorf und spielte den Hühnern und Hängebauchschweinen seine Melodien vor. Wenn Ra, der kleine, schwarze Hund, ihn ankläffte, blies er ganz kräftig und schrill, bis sich der Hund verkroch.
Mit sechs Jahren zeigte ihm Hiep, wie man eine Bambusflöte schnitzt. Der Bambus muß fest und trocken sein, auf die Größe und den Abstand der Löcher muß sorgfältig geachtet werden. Erst dann kann das Holz klingen. Als die Bambusflöte fertig war, lief Gia zu seinen Freunden, zu Vater und Mutter, zeigte sein kleines Kunstwerk die Kinder auf, traten mit den Füßen den Takt, und ihre Augen leuchteten.
Auch der Kongreß der besten Pioniere fand in einem Erdbunker statt. Gia wurde als Vertreter seiner Schule ausgewählt. Er sollte sprechen. Doch er nahm seine Flöte mit und redete mit ihr. Leise erklangen seine Lieder. Als Gia das Lied des Sieges spielte, standen alle Pioniere auf und klatschten Beifall.
Endlich konnten die Kinder wieder auf der Erde lernen und spielen. In Gias Dorf war der Krieg beendet. Hiep, sein großer Bruder, kämpfte weiter an der Front, die nun südlicher lag. Gia war zwar schon 15 Jahre alt, doch sein Lieblingsplatz befand sich immer noch am Fluß, hier spielte er seine Bambusflöte.

Zeichnung: Karl Fischer



und versicherte: „Ich werde die schönsten Lieder spielen."
Wenn die anderen Kinder auf der Straße tollten, auf der Erde hockten und Stäbchen spielten, ging Gia an den Teich und übte auf seiner Flöte. Es dauerte ein paar Jahre, da spielte er das Lied vom Fluß, vom Lotos, das Lied der Sonne und des Abendrotes. Er spielte diese Lieder immer wieder, sie waren von großer Innigkeit und Zartheit.
Im Dorf gibt es keine Geheimnisse. So erfuhr auch der Lehrer von Gias Kunst. Und fortan fehlte in keinem Kulturprogramm der Schule der kleine Künstler auf der Bambusflöte.
Dann kam der Krieg gegen die US-Amerikaner. Hiep, der große Bruder, mußte zur Front. Gias Schule wurde in den Dschungel verlegt. Die Klassenzimmer und Aufenthaltsräume befanden sich unter der Erde. Ihr Licht war der Schein einer Petroleumlampe.
Gia hatte seine Bambusflöte mit unter die Erde genommen. Wenn Fliegeralarm war, die Bomben explodierten, das Licht der Lampe verlosch, baten die Mitschüler: „Gia, spiel!" Er ließ sich nicht bitten. Er blies das Lied vom Fluß, vom Lotos, von der Sonne und vom Abendrot. Und ein ganz neues Lied spielte er: das Lied des Sieges. Wenn dieses Lied erklang, richteten sich

Da geschah es – der verzweifelte Aufschrei der Mutter, das starre Gesicht des Vaters, die traurigen Blicke der Nachbarn. Hiep war gefallen. In der Familie erstarb das Lachen. Die Bambusflöte lag in der Ecke. Im Dorf sagen die Leute: Ist Kummer im Haus, darf die Flöte drei Monate nicht tönen, das bringt neues Unheil. Gia wußte das.
Doch eines Tages, Gia hatte die Schularbeiten erledigt, fiel sein Blick auf die Bambusflöte. Da erstand in ihm das Lied der Trauer. Er vergaß die drei Monate, nahm seine Flöte und blies zaghaft die ersten Töne. Dann erfaßte ihn die Melodie ganz. Jäh wurde er unterbrochen. Durch den Vorhang wurde ein Schluchzen immer stärker. Erschrocken setzte er die Flöte von den Lippen, schob vorsichtig den Vorhang zur Seite und sah seine Mutter, die Hände vorm Gesicht. Sie weinte.
Gia nahm die Bambusflöte und zertrat sie.
Vor drei Jahren hat Gia zum erstenmal wieder die Flöte gespielt. Er ist jetzt 26 Jahre alt, Student in der DDR. Seine Freunde sagen oft: „Spiel, Gia!" Er läßt sich nicht lange bitten. Gia spielt, und sie sehen den Fluß, den Lotos, ihre Sonne und ihr Abendrot. Wenn Gia das Lied des Sieges spielt, sehen sich alle zuversichtlich an.

Ingrid Gäde (Leserzuschrift)



Dieses Unterhemd wurde durch eine Einreihung mit Nadel und Faden in der Ausschnittmitte 6 cm zusammengerafft. So gestaltet, könnt ihr es mit schmückendem Beiwerk als Sommerhemd tragen.

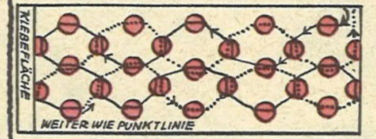
ZOPFHALTER: Ein Reststück Dederon wird in zwei Streifen geschnitten, 3 cm hoch und 30 cm lang, auf einer Seite eingereiht und fest zusammengezogen. Die entstandene Rüsche dreht ihr zu einer Rosette und näht sie an einem kleinen Gummiband fest.



HAARSCHMUCK: Ein im Handel erhältlicher Steckkamm wird mit farblich passenden Ketten- oder Plastperlen, die auf einen starken Faden oder Draht gefädelt wurden, beklebt.

GURTELBAND: Am besten eignet sich glänzende Kordelschnur, die als Meterware erhältlich ist. Die Schnur wird doppelt oder dreifach wie ein Zopf gewunden und verknotet. An beiden Enden laßt ihr die einzelnen Schnüre, mit jeweils einem Knoten versehen, frei baumeln.

PFERDESCHWANZSTECKEN: Zeichnung ausschneiden und zum Ring zusammenkleben. Sie zeigt die Anordnung der



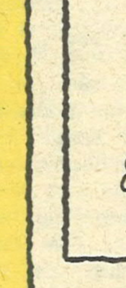
auf einem Smokfaden gezogenen Perlen.



BOUTIQUE

Modeschmuck als Ergänzung zur Kleidung und farblich abgestimmt sieht immer gut aus und paßt zu vielen Gelegenheiten*. Die hier abgebildeten Dinge sind im Handel erhältlich oder lassen sich leicht anfertigen.





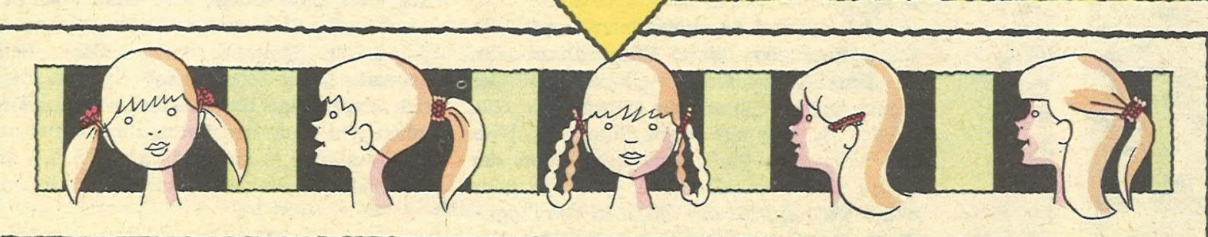
HAARNADEL: Eine große Haarklemme wird etwas aufgebogen. Die Perlen schiebt man dann darauf. Anfang und Ende biegt ihr um, damit die Perlen nicht verrutschen können. Die Mädchen, die auch im Sommer nicht auf langes oder halblanges Haar verzichten wollen, müssen der Haarpflege besondere Aufmerksamkeit widmen. Gut sehen alle Arten von Zöpfen, Schwänzchen sowie seitlich oder ganz hochgestecktes Haar aus. Mit Hilfe des abgebildeten Haarschmucks könnt ihr die jeweilige Frisur wählen.

Mit Schmuck in jeder Form solltet ihr sparsam umgehen. Hier macht es nicht die Menge, sondern die gute Auswahl, farbliche Harmonie und das geschickte Anlegen.



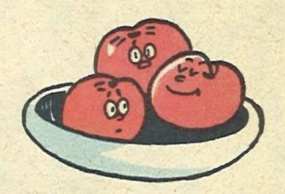
Eure Monika

*siehe nebenan



nebenan

Ebenfalls zu vielen Gelegenheiten passen unsere Rezepttips, die wir für euch zusammengestellt haben.

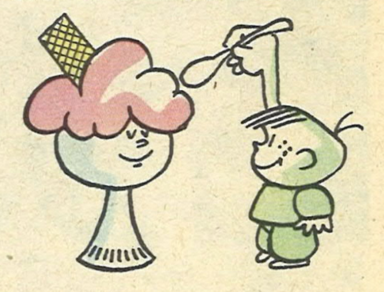


Gemüsesalat

Zutaten: 1 grüne Gurke, 3 Tomaten, 2 Paprikaschoten, 1 Zwiebel, 100 g Salzlakenkäse, 2 Teelöffel Öl, 1 gestrichenen Teelöffel Salz. Auch Radieschen, Möhren, Schnittlauch oder Porree kann anstelle eines anderen Gemüses verwendet werden.

Zubereitung: Gurke, Tomaten und Paprika in kleine Würfel schneiden und auf einem großen flachen Teller vermischen. Darüber gebt ihr zwei Teelöffel Öl und einen gestrichenen Teelöffel Salz sowie die in dünne Scheiben geschnittene Zwiebel. Dann wird der Käse grob darüber geraspelt.

Dieser frische Salat kann vor, mit und nach jeder Mahlzeit gegessen werden. Aber auch als Zwischenmahlzeit ist er sehr schmackhaft.



Kirsch-Eiscreme-Drink

Zutaten: 250 g Erdbeer- oder Himbeereis, $^1/_4$ l kalte Milch, $^1/_8$ l Kirschsirup.

Zubereitung: Die Zutaten langsam in ein hohes Gefäß kippen und mit dem Mixer etwa fünf Minuten schlagen und dann in breite Gläser oder Eisbecher füllen.. Mit einem Löffel Schlagsahne und ein paar Kirschen garniert, wird euch dieses Getränk nicht nur gut schmecken, sondern auch erfrischen.

Serviert wird der Kirsch-Eiscreme-Drink auf einem kleinen Unterteller mit Strohhalm und Löffel.

In unserer nächsten Boutique erfahrt ihr vieles über T-Shirts, deren Gestaltung und ihre Pflege.

Zusammenstellung, Ausführung und Text: Monika Maltschewa,
Fotos: Horst Glocke, Zeichnungen: Richard Hambach

Dolf vom Kyffhäuser plaudert aus der

„Hundeschule“

Wuff! Dolf vom Kyffhäuser lautet mein stolzer Name. Hm, das bin ich, ein richtiger Deutscher Schäferhund, fünf Jahre alt, ein Rüde, also ein Hundemann!

Wau! Die Schule, in die ich laufe, ist eine besondere Schule, nämlich die Spezialschule des Ministeriums des Innern für Diensthundewesen in Pretzsch. Hier „sitzen“ Hunde aus der ganzen DDR auf der „Schulbank“. Habe hier schon 'ne Menge Kumpels getroffen – Deutsche Schäferhunde wie ich, Boxer, Rottweiler, Airedaileterrier oder Riesenschnauzer. Wau!

Also wir, die Hunde, lernen hier die Unterordnung, den Schutzdienst und die Fährtenarbeit. Wenn wir täglich nach sechs Stunden Ausbildung unser verdientes Päuschen machen, wau, dann sitzen unsere Hundeführer auf der Schulbank und lernen allerlei Wichtiges über uns und unsere Ausbildung.

Nach dem Lehrgang an der Hundeschule sind nicht nur wir „studierte“ Hunde, sondern unsere Hundeführer auch in der Lage, zu Hause in ihren Dienststellen andere Hunde abzurichten und auszubilden.

Moment mal! Hier lief doch so eine freche Katze entlang. Unerhört! Ja, ja, unsere Nasen sind bei der Fährtensuche unübertroffen! Bei meiner „Schnupperprüfung“ habe ich eine Fährte verfolgt, die 1 500 Meter lang und etwa eine Stunde alt war. Na, wer macht mir das schon nach?

Und eine alte Freundin von mir, Iris vom Haus Marylen, hat sogar einen Ladeneinbruch „gerochen“. Vom Tatort aus führte sie die Genossen der Kriminalpolizei bis zum Diebesgut in einer entfernten Gartenlaube. Hier konnten die Einbrecher dann festgenommen werden! Das gab einen Extra-Knochen für Iris.

So, nun habe ich genug aus der Hundeschule geplaudert. Ich hoffe, wir begegnen uns nie im Dienst. Aber was wir hier so alles lernen, das könnt ihr euch trotzdem auf den Fotos ansehen.

Ach so, den Mann wollte ich euch ja noch vorstellen, der bei mir sozusagen „auf den Hund“ gekommen ist – Obermeister der Volkspolizei Roland Ott. 28 Jahre ist er jung und mein Diensthundeführer. Eigentlich hat er Betriebs- und Verkehrseisenbahner gelernt, aber seit acht Jahren Angehöriger der Volkspolizei und durch seine Tierliebe – ich habe es gut bei ihm – wurde er Diensthundeführer. Wir haben gemeinsam auch schon ganz schön gearbeitet – na ja, der Lohn war ein Kreismeistertitel. Für mich weniger wichtig, aber der Belohnungsknochen war Klasse!

Genug geplaudert, die Mittagspause steht auch einem Diensthund zu.



Text und Fotos: Peter Klaus Eckert



Geht ganz schön in die Hundebeine, diese Ausbildung. Neben dem Springen lernen wir auch das Klettern, Balancieren, Kriechen und Überwinden von Hindernissen.



Auch eine Treppe ist kein Hindernis!



Durch eine Röhre kriechen ist nicht „jederhunds“ Sache! Riesenschnauzer Bello sieht man es auch an!



Welcher Hund möchte nach der Ausbildung nicht gelobt werden.



WALTER KAUFMANN

Seit früh schon regnet es. Der Hafenarbeiter Ernie McIntosh blickt durchs Küchenfenster zum wolkenverhangenen Himmel hoch und sagt zu seiner Frau: „Wenn das nicht nachläßt, schicken sie uns mittags wieder weg."
„Dann sieh aber zu, daß das Dach geflickt wird", antwortet sie ihm. „Im Kinderzimmer gibt's schon Wasserflecke."
Er legt den Arm um sie und drückt sie an sich. „Geht in Ordnung", verspricht er. Sie wirft ihr Haar zurück und blickt dankbar zu ihm auf. Er holt seinen Mantel, stülpt den Hut über, greift nach der Arbeitstasche und macht sich auf den Weg zum Hafen. An der Ecke der Straße stößt er auf Bill Everett vom Schlachthof. Die Männer begrüßen sich, wechseln ein paar Worte, und bald hat Ernie McIntosh das Hafengelände erreicht, wo er in einem Schuppen untertaucht. Dort haben andere Hafenarbeiter schon Schutz vor dem Regen gesucht und, ihren Worten nach zu urteilen, sich längst damit abgefunden, daß für sie alle heute ein halber Tageslohn verloren gehen wird.
Was soll's, denkt Ernie McIntosh, immerhin werde ich dann Zeit haben, das Dach zu flicken, und das muß ja schließlich gemacht werden. Er wischt den Regen vom Gesicht, trocknet seine Handflächen und rollt sich eine Zigarette. Während er raucht, kalkuliert er: Ein halber Tageslohn weg, aber das Dach geflickt – gleicht sich aus! Er zuckt die Schultern und schweigt, und die Kumpel um ihn herum wundern sich, warum er bei diesem Sauwetter so zufrieden tut.
Um die Zeit, als Ernie McIntosh das Haus verläßt, hält Patricia Bull, Ted Bulls Frau, ihren Mann noch zurück. Besorgt blickt sie zu ihm auf, sie muß sich strecken dabei, denn er ist hochgewachsen – ein sehniger Mann mit blondem Kraushaar und tiefliegenden blauen Augen.
„Eddie", sagt sie, „ich hab Angst. Der Telefonanruf gestern ..., diese Drohungen!"
Ihre Augen wandern zu der Beule an seiner Stirn, die noch immer blau angelaufen ist, obwohl der Vorfall schon drei Tage her ist. „Nochmal wagen die das nicht", sagt er. „Das feige Pack weiß jetzt schon, daß ihre Tage in der Gewerkschaft gezählt sind."
Doch Patricia Bull ist so einfach nicht zu beruhigen. Es hat sie sehr erschrocken, daß ihr Mann, der doch ein beliebter und bewährter Funktionär der Hafenarbeiter ist, so brutal überfallen worden war.
„Wenn ich weg bin, nimm einfach den Hörer nicht ab", rät er ihr.
Sie aber denkt schon gar nicht mehr an die Drohungen. Ihr gehen die vielen schweren Jahre durch den Kopf, die sie hinter sich haben, und wie lange es gedauert hat, bis sie endlich zur Ruhe kamen und eine Wohnung fanden. Wer wollte schon einem Mann wie ihrem Ted, der immer wieder in den Tageszeitungen als roter Agitator, Aufwiegler, Rädelsführer verschrieen worden war, eine Wohnung vermieten – ohne Ernie McIntosh, der das Haus, in dem sie jetzt lebten, einfach unter seinem Namen übernommen hatte, säßen sie womöglich noch mit ihren vier Kindern in dieser Kellerwohnung ohne Bad. Natürlich hätte Ted damals, als die von der Sicherheitspolizei kamen und ihnen ein gutes Haus ganz nah am Hafen anboten ... Sie mag gar nicht daran denken, welch schäbigen Verrat die Polizei ihrem Mann zugemutet hatte. Plötzlich ist sie wieder stolz auf ihn. Rausgeschmissen hatte er die Kerle, hatte ihnen die Tür vor der Nase zugeknallt und nicht eine Sekunde lang erwogen, auf das Angebot einzugehen. Ihn kaufen, ihn bestechen wollen – da waren sie aber an den Falschen geraten! Sie lächelt und er glaubt, daß es seine Worte waren, die das bewirkt haben.
„Siehst du", sagt er ernst, „man muß nur Vertrauen in die Arbeiter haben."
Immer redet er ein bißchen wie ein Textbuch, denkt sie, doch was für ein liebenswertes Textbuch! Sie küßt ihn, und er wendet sich der Tür zu. „Ich muß zusehen, daß ich noch vor sieben zum Hafen komme. Auf der ‚Lorama' ist was mit den Winden – da könnte es leicht einen Unfall geben!"
„Geh schon", sagt sie, „aber paß auf dich auf!"

Im Umschlaghafen von Geelong, nicht weit von Melbourne, scheint die Sonne. Auf der „Steel King", einem Frachter der Brocken Hill Stahlwerke, dröhnt es in den Wänden, jedesmal wenn tief unten in den Laderäumen die schweren Stahlplanken zusammenschlagen. Seit Beginn der Löscharbeiten vor zwei Stunden ächzt und bebt das ganze Schiff. Mick Moran, ein breitschultriger Zwanzigjähriger mit einem Schopf roter Haare, gebrochenem Nasenbein und zwei fehlenden Fingern, kann selbst in der Messe das eigene Wort nicht verstehen. Wo sonst aber die Versammlung durchführen, die ihm wichtig ist und nicht verschoben werden sollte?
„Stell doch mal jemand die Winden ab!" brüllt er.
Niemand rührt sich – während der Arbeitszeit den Dampf ablassen, das käme einem Streik gleich! Mick Moran sieht den Koch und die Stewards grinsen, sieht, wie die Heizer die Daumen im Gürtel lassen und abwartend dasitzen. Da springt er auf eine Bank und formt mit den Händen ein Sprachrohr.
„Also gut", brüllt er. „Sperrt die Ohren auf und hört zu!" Er zeigt auf einen Haufen Formulare, der unter ihm auf dem Tisch liegt. „Es geht um die Arbeiterbuchgemeinschaft, *unsere* Buchgemeinschaft! Wir sind im Rückstand, und das haut nicht hin."
„Wieso, wo wir doch nicht einmal wissen, was als nächstes rauskommt", entgegnet ihm ein Trimmer.
„Das will ich ja gerade erklären", brüllt Mick Moran. „Ein Buch über die Eingeborenen kommt raus – auch wenn dir vielleicht eins über Gangster und Gangsterbräute besser paßt."
Man sieht ihm förmlich an, daß er drauf und dran ist, eine Rede über das Los der australischen Eingeborenen zu halten. – Ein mitfühlender Ausdruck steht in seinen Augen. Nur der Lärm, der in die Messe dringt, scheint ihn zu hemmen ...
„Schon gut, Junge, schon gut!" ruft ihm ein stämmiger Heizer zu. „Wir wissen doch Bescheid." Er angelt in seiner Arbeitshose nach ein paar Scheinen und wirft sie auf den Tisch. „Mein Beitrag – ich bin dabei!"
Ein zweiter Heizer schließt sich ihm an, danach die Stewards, dann drei Matrosen und der Koch. Bald hat der Decksmann, der auf dem Dampfer die Bibliothek betreut, die Hände voll Geld und eine Liste neuer Abonnenten. Mick Moran springt von der Bank runter und stößt die Tür auf.
„Ende der Durchsage!" Er zeigt auf den Decksmann. „Du bleibst!"
„Gut!", sagt der, zählt das Geld und schließt es in eine Kassette. Dann setzt er sich an den Tisch, schraubt ein Tintenfaß auf und füllt sorgfältig die Formulare der Buchgemeinschaft aus. Die steile Furche zwi-



schen seinen Brauen verschwindet erst, als er fertig ist.

In Melbourne regnet es noch immer. Die Hafenarbeiter haben inzwischen in dem zugigen Schuppen drei Stunden lang herumgesessen. Es ist kalt, ihre Hände und Füße sind klamm vor Kälte, und sie warten nur noch, daß man sie endlich nach Hause schickt. Die Morgenzeitungen haben sie von der Sportseite bis zu den Nachrichten gelesen, und bei den blödsinnig niedrigen Einsätzen macht auch das Kartenspielen keinen Spaß mehr. Ernie McIntosh hat sich von einem Kumpel, der vergangenen Samstag beim Pferderennen gewonnen hat, Geld borgen können, und nun fragt er überall, wo man billig verzinktes Blech kriegt, das er für das Dach braucht...

Ted Bull, im Hafengelände von Williamstown, gerät gerade mit einem Inspektor der Reederei ins Gehege. Er will ihm klarmachen, daß die Winden auf der „Lorama" defekt sind und instand gesetzt werden müßten, ehe man überhaupt daran denken könne, mit den Löscharbeiten zu beginnen: „Die reinsten Todesfallen!" Doch der Inspektor hört kaum noch hin. „Das Schiff liegt schon viel zu lange fest, das Schiff muß raus!" sagt er immer wieder. „Sobald der Regen nachläßt, wird zugepackt – bis morgen werden die Winden schon noch halten."

Inzwischen hat Patricia Bull längst zwei ihrer Kinder zur Schule geschickt und die Zwillinge zum Kindergarten gebracht. Gott sei Dank, sagt sie sich, daß die beiden dort untergekommen sind, sonst wär's nie was geworden mit ihrer Halbtagsstelle im Gemüseladen! Schnell bringt sie die Wohnung in Ordnung, legt Matten vor die Tür, damit später keiner den Schmutz reinträgt. Bevor sie sich auf den Weg macht, gönnt sie sich ein halbes Stündchen wohlverdiente Ruhe mit einer Tasse Tee, blättert dabei in einer Frauenzeitschrift, die voller Bilder ist und Rezepte anbietet. Die Druckschrift über die Friedenskonferenz, die Ted ihr so dringend empfohlen hat, wird sie später lesen – zugegeben, es ist auch die Rede von Bill Gollan darin abgedruckt, dem Direktor der Schule, in die ihr Junge geht, und von dem hält sie viel. Doch Zeit – wann hat eine Frau wie sie schon Zeit zum Lesen...?

Trotz des Regens ist die Frau von Ernie McIntosh zum Markt gefahren, weil sie weiß, daß das Gemüse dort billiger ist. Jetzt aber fragt sie sich, ob sich die Mühe gelohnt hat. Für den Kinderwagen und natürlich für sich selbst hat sie in der Straßenbahn das volle Fahrgeld zahlen müssen, da wär's kaum teurer gekommen, wenn sie im Laden um die Ecke eingekauft hätte, wo Patricia Bull arbeitet, und naß wäre sie auch nicht geworden! Aber was tut man nicht alles, um ein bißchen Geld zu sparen – drei Kinder, die hohe Miete, Kleider, Lebensmittel, Arztrechnungen...

In dem Schlachthof, wo Bill Everett arbeitet, hat der Regen ziemliche Verwirrung angerichtet. Die Schafe, von berittenen Männern in Regenumhängen und breitrandigen Hüten in den Hof getrieben, sind naß und darum viel schwerer zu handhaben. Die Schlächter schwitzen trotz der Kälte, ihre Arme schmerzen, und alle spüren ihr Kreuz. Es ist, als hätten sie es mit Bären und nicht mit Schafen zu tun. Bill Everett, der die geschlachteten Tiere bei den Vorderbeinen am laufenden Band aufzuhängen hat, ist bald am Ende seiner Kräfte, obwohl er ein großer, kräftiger Mann ist. Das Gewicht der regennassen Felle wird zuviel für ihn. Er hält den Meister an, der gerade vorbeigeht.
„Ich brauch' einen zweiten Mann", sagte er.
„Der Tarif erlaubt nur einen Mann für diese Arbeit", kriegt er zu hören.
„Schon möglich. Dann aber ist was falsch mit dem Tarif. Wenn's regnet, sind die Felle schwer wie Mehlsäcke."
Der Meister zuckt die Schultern und geht weiter. „Nach dem Tarif, und damit basta!"
„Zum Teufel damit", entfährt es Bill Everett.
Der Meister dreht sich langsam um. „Sie sind gefeuert", sagt er. „Gehen Sie zum Lohnbüro und lassen Sie sich auszahlen."
Da aber fährt der Obmann der Schlachthausarbeiter dazwischen – mit zwei Schritten in seinen schweren Gummistiefeln hat er den Schalter des Fließbands erreicht. Er schlägt ihn nach unten und das Fließband stoppt.
„Wenn Everett gefeuert wird, arbeitet hier keiner weiter!" sagt er, und was er sagt, hallt von den Wänden wider.
Die Arbeit ruht – eine Stunde, zwei Stunden. Nach drei Stunden arbeitet ein zweiter Mann neben Bill Everett. Das Band läuft, bis keine Schafe mehr im Hof sind.

Bill Everetts Heimweg führt an Ernie McIntoshs Haus vorbei. Es regnet nicht mehr. Auf dem Dach wird gehämmert, und als er hochblickt, sieht er seinen Freund.
„Wie macht sich die Welt von da oben?" ruft er hoch.
„Mit deiner Hilfe säh die Welt ganz gut aus", ruft Ernie McIntosh zurück. Bill Everett setzt seine Arbeitstasche ab, zieht Mantel und Jacke aus, krempelt die Ärmel hoch und steigt die Leiter hinauf aufs Dach.

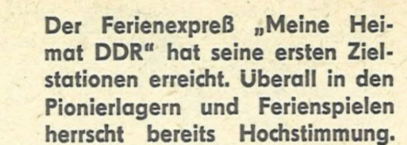


„ICH bin Sieger!"

LEONOD SERGEJEW

Früher spielte ich sehr gern Dame. Gegen Mama, Papa, Tolja, meinen jüngeren Bruder, gegen Tante Wika und am liebsten gegen Großmutter. Eines Tages besiegte ich Großmutter wirklich 97mal, nur einmal verlor ich. Und das war Zufall. Normalerweise kam Großmutter nicht weiter als bis zum zehnten Zug, da setzte ich schon die Dame.
Nach dem Spiel hatte ich beste Laune. Den ganzen Tag pfiff ich und gab allen gute Ratschläge. Es war sehr angenehm, mit Großmutter zu spielen. Aber, wie gesagt, ich spielte gern gegen alle, ausgenommen Papa. Papa erlaubte es nie, daß mir vorgesagt wurde, und es gab bei ihm keine Wiederholungszüge. Darum spielte ich nicht gern mit ihm. Eines Tages gewann er gegen mich fünfmal hintereinander. Da sprach ich eine Woche lang kein Wort mit ihm. Danach besiegte ich Papa. Ich sagte sofort: „Genug, mehr spiele ich nicht. Ich bin Sieger!"
„Das ist nicht ehrlich!" brauste Papa auf. „Wir machen ein Turnier von fünf Partien, und du hast erst eine gewonnen. Los, spielen wir weiter!"
Seit dieser Zeit spielte ich nur noch gegen Mama, Großmutter, Tolja und Tante Wika. Bei ihnen war ich der absolute Sieger.
Einmal brachte Mama aus der Bibliothek ein Büchlein über das „Damespielen" mit nach Haus und sagte: „Kommt, lesen wir diese Broschüre, da bekommen wir alle mit, wie man besser spielen kann."
Ich fing an zu lachen. „Lernt nur, das wird euch gut tun. Aber ich, wozu denn ich?"
Mama, Tolja und Tante Wika studierten die verschiedenen Kombinationen und Züge, ich lief inzwischen umher, machte mich lustig. Doch nach einer Woche endeten bei uns des öfteren alle Spiele unentschieden, und dann begannen plötzlich auch Mama, Tolja und Tante Wika gegen mich zu gewinnen. Daraufhin wurde es mir zu langweilig, mit ihnen zu spielen. Ich beschloß, es überhaupt bleiben zu lassen. Und ich besiegte nur noch eine – Großmutter.
Zu Tolja sagte ich: „Ich hab Großmutter in mehr als hundert Runden geschlagen. Ich kann sie schon mit geschlossenen Augen besiegen."
Tolja griente und entgegnete: „Heute Abend spielt Großmutter gegen Papa. Das wird eine Schlacht werden!"
Nach dem Abendbrot setzte sich Großmutter mit Papa zum Damespielen. Mama, Tolja und Tante Wika sahen zu. Ich stand hinter Großmutters Rücken, war darauf vorbereitet, ihr vorzusagen, aber sie eröffnete sofort eine solche Attacke gegen Papa, daß er nach fünfzehn Zügen die Hände hob und rief: „Ich ergebe mich!"
In der zweiten Runde hielt Papa noch weniger stand. „Jetzt verstehe ich gar nichts mehr", raunte ich Tolja zu.
„Was ist denn hier nicht zu kapieren", griente Tolja. „Großmutter spielt besser als Papa."

Übersetzung aus dem Russischen: Ruth Hellmich



Der Ferienexpreß „Meine Heimat DDR“ hat seine ersten Zielstationen erreicht. Überall in den Pionierlagern und Ferienspielen herrscht bereits Hochstimmung. Pioniermanöver, Sportfeste, Wanderungen, Korbinefeste, Solidaritätsbasare und andere Höhepunkte brachten schon interessante Abwechslung für euch alle oder sind für die nächsten Tage und Wochen geplant. Aber wer sind nun die ersten Medaillengewinner bei eurer

FERIEN-SINGE-OLYMPIADE



Zeichnungen: Fred Westphal

„Frösi“ hat euch bekanntlich vor Beginn der Sommerferien im Heft 6/80 aufgefordert, so wie bei den Olympischen Sommerspielen in Moskau um Medaillen und gute Plätze zu kämpfen, Einzel- und Mannschaftssieger im Singen, Tanzen, Rezitieren und weiteren künstlerischen Darbietungen zu ermitteln.

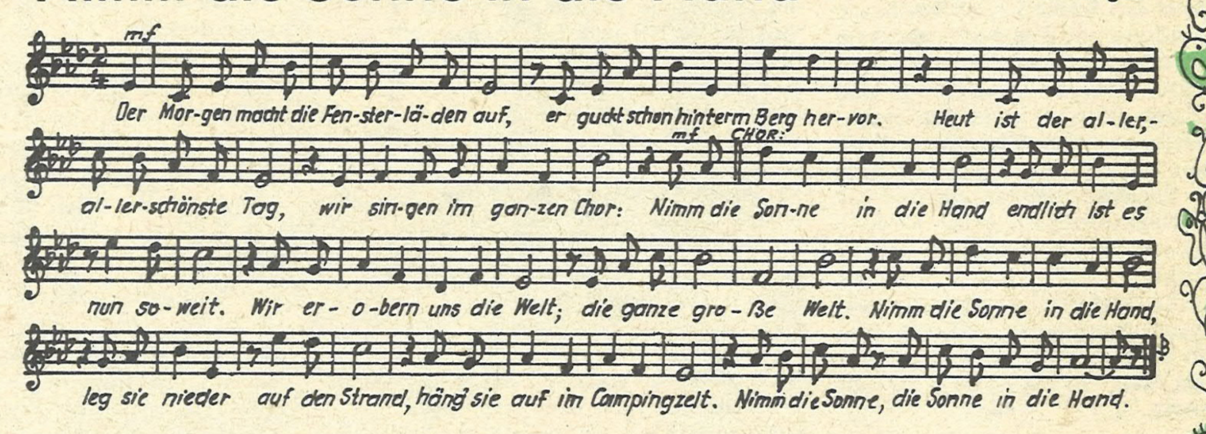
Wir möchten nun gern erfahren, wer eure Medaillengewinner sind, wofür sie diese Medaillen bekommen haben, und uns interessiert auch, wie eure selbstgebastelten Medaillen aussehen. Nehmt also noch einmal das „Frösi“-Juniheft zur Hand und lest darin nach, was wir euch da an Hinweisen und Empfehlungen zur Gestaltung einer Ferien-Singe-Olympiade gegeben haben.

Aber nicht nur zur Singe-Olympiade wird gesungen, sondern während des ganzen Feriensommers sollen Lieder erklingen. Bestimmt in euren Gruppen einen Liedermeister. Er ist verantwortlich, daß zu jeder geeigneten Zeit das passende Lied angestimmt wird. Das Singen beginnt mit dem Morgenlied und endet mit dem Lied zur Nachtruhe. Dazwischen gestaltet ihr den Ferientag mit vielen schönen Erlebnissen, und stets soll euch dabei ein Lied fröhlicher Begleiter sein.

Nun stimmt ein in das große Feriensingen mit dem Lied:

Nimm die Sonne in die Hand

Text: Walter Schiffner
Musik: Alfred Wagner



2. Der Koffer und die Taschen sind gepackt,
der Omnibus steht schon bereit.
Die Erde hat sich für uns schön gemacht
und trägt froh ihr Sommerkleid:
Nimm die Sonne in die Hand ...

3. Wer seine Augen immer offen hält,
wird reicher und auch klüger sein.
Mit Zeichenstift und Fotoapparat,
wir fangen das Schönste ein:
Nimm die Sonne in die Hand ...

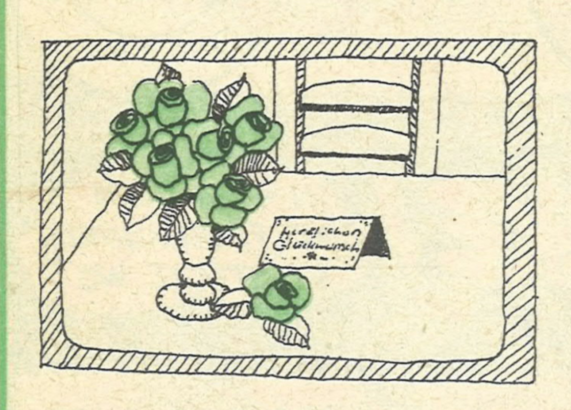


Im Heft 9/79 riefen wir euch auf, Berichte über Begegnungen in unserer Republik zu schreiben. Reisebeschreibungen über Fahrten, die ihr selbst unternommen habt oder die auch euer Ziel in diesem Sommer sein könnten, solltet ihr uns schicken. Wir haben einige Arbeiten ausgewählt, auch als Anregung für den

Ferienexpreß: Meine Heimat DDR!

Rosen und eine Ehrennadel

Ich möchte die Geschichte eines Arbeiters erzählen, der sich immer mit der Jugend verbunden fühlt. Herr Pröhl ist Lehrfacharbeiter im BKK Espenhain, ist 62 Jahre alt, hat zwei Kinder und Enkel.
In seinen jungen Jahren war er ein sehr guter Schwimmer. Er blieb auch später dabei, wurde Rettungsschwimmer und Mitglied des Deutschen Roten Kreuzes.



Als ich heute den Raum meines Lehrfacharbeiters betrat, standen Rosen auf dem Tisch. Ich staunte, als er sagte, er hätte sie von einer Schülerin bekommen. Nebenbei erfuhr ich dann von seiner Auszeichnung. Natürlich wollte ich mehr darüber erfahren.
Anläßlich des 26. Jahrestages des DRK wurde Herr Pröhl mit der Ehrennadel in Silber ausgezeichnet. Er ist schon lange im DRK tätig und gehört zum Wasserrettungsdienst. Seit zehn Jahren fährt er jeden Sommer in das Ferienlager der Konsumgenossenschaft Borna nach Trassenheide. Er verbringt dort gleichzeitig den Urlaub mit seiner Frau.
Es gefällt mir, daß er so um das Wohlergehen der Jugend besorgt ist. Auch früher war er schon als Bademeister bei uns in Borna tätig. Großartig finde ich aber vor allem, daß er noch im vorigen Jahr das Sportabzeichen in Gold erwarb. Auch an freiwilligen Arbeitseinsätzen beteiligt er sich regelmäßig.

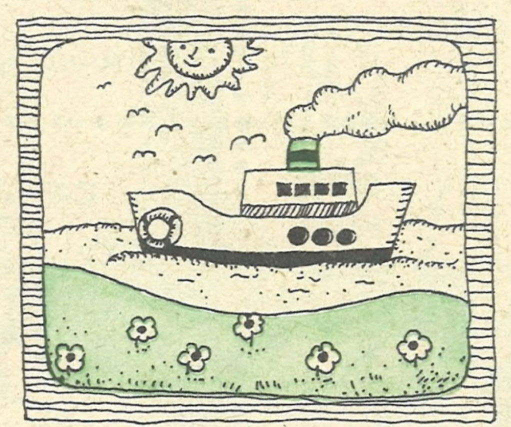
Sylke Glodde, 72 Röthe

Mit dem Dampfer ins Gebirge

Dresden, Terrassenufer: Bitte alles einsteigen in den Luxusdampfer der „Weißen Flotte", und los geht's in Richtung Elbsandsteingebirge.
Schon haben wir die Hänge des „Weißen Hirsches" erreicht, den Pionierpalast hinter uns gelassen und schwimmen Loschwitz zu. Standseilbahn, Schwebeseilbahn und der Luisenhof sind hier zu Hause. Auch das Blaue Wunder, welches wir gleich unterqueren, ist nicht vergessen. Nun winkt uns schon der Wachwitzer Fernsehturm entgegen. Als nächste Sehenswürdigkeit lassen wir das Lustschloß von Pillnitz hinter uns zurück. Mit dem Borsberg im Hintergrund senkt sich die Landschaft wieder, und Pirna kommt in Sicht. Nachdem wir die Industrie hinter uns gelassen haben, steigen die Hügel wieder an, und wir laufen in Wehlen ein. Die Felswände steigen in die Höhe, und die Elbe wird plötzlich eng. Aber keine Angst, es täuscht durch die gewaltige Höhe der Felsen. So haben wir nun die vielgerühmten Basteifelsen erreicht. Im Tal der Kurort Rathen und in schwindelnder Höhe die Basteibrücke. Sie ist 76,5 Meter lang und verbindet in sieben Bögen die Felsenkuppen miteinander. Erbaut wurde sie 1850/51 im Auftrag von Friedrich August II. Blicken wir nun geradeaus, wird der Lilienstein sichtbar. Die Elbe schlängelt sich nun in vielen Windungen durch das Gebirge, und wir können manchmal nur für einen kurzen Augenblick diesen oder jenen Felsen sehen. Da ist gerade der Königstein, und blicken wir zurück, sehen wir die zum Basteimassiv gehörenden Felsen „Lokomotive" und „Lamm". Vor uns taucht der Pfaffenstein auf. Und nun kommt unsere letzte Station – Bad Schandau.
Rückfahrt um 15.00 Uhr – bitte pünktlich!

Antje Völkel, 8103 Ottendorf-Okrilla

Zeichnungen: Heidi Fritzsche



Mecklenburg heute

Zuerst wollen wir die Bezirksstadt Neubrandenburg besuchen. In dieser Stadt gibt es eine Hochschule für Agrartechnik. Im Stadtkern kann man die noch gut erhaltenen Stadtmauern sowie -befestigungen besichtigen. Wenn wir die schöne wieder aufgebaute Stadt sehen, dürfen wir nicht vergessen, daß sie 1945 zu vier Fünfteln zerstört war. Bekannte Bauwerke Neubrandenburgs sind die Stadttore, das Haus der Bildung und Kultur, die Stadthalle und die Hochstraße. Seit 1945 wurde aus diesem einst rückständigen Gebiet rund um Neubrandenburg ein hoch entwickeltes Agrar- und Industriegebiet. Jetzt werden hier nicht nur Pflanzen geerntet, sondern hier werden neuerdings auch Armaturen und Elektromotoren gebaut.



Uber Ivenack wollen wir weiter nach Friedland. Die Friedländer Wiese war in den 50er Jahren eines der wichtigsten Meliorationsvorhaben der DDR und Zentrales Jugendobjekt. Überall finden wir noch die typischen Mecklenburger Häuschen. Weiter geht es nach Sandhagen, wo die Viehzucht zu Hause ist und dann nach Mönkebude, einem schönen Naherholungsgebiet am Haff. Jetzt führt unsere Reise nach Anklam. In dieser Stadt hat die holzverarbeitende Industrie ihren festen Platz. Von hier aus kommen wir nach Jarmen, wo wir eine alte Mühle besichtigen können.

Mirko Scholz, 9704 Falkenstein

Auflösungen der Preisausschreiben

Heft 3/80

Seite 1 – Vielseitig bin ich: Auflösung – Geneigte Ebene

Heft 4/80

Seite 1 – Haltet mal die Luft an und taucht: Auflösung – Auftrieb. Seite 6/7 – Luftlinien-Linien: Auflösung – 35. Jahrestag der Befreiung

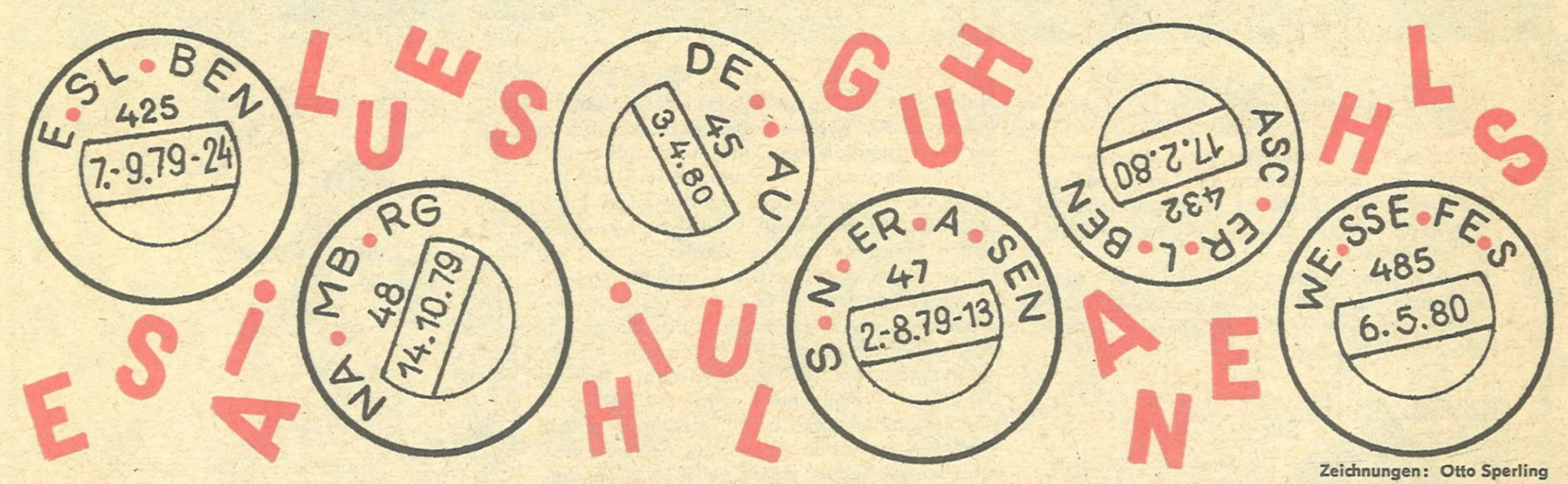
Seite 17 – Achtung! Timurhelfer gesucht!: Auflösung – einkaufen, Kohlen in den Keller schippen.

Mini-Heft

Auflösung: Freundschaft zur SU Herzenssache.
Hauptpreisträger: Katrin Unger, Schweikershain.

GRÜSSE AUS DEM BEZIRK..

Ergänze die fehlenden Buchstaben in den Poststempeln. Die restlichen sagen dir den Namen des Bezirkes, in dem die Absenderorte liegen.



Zeichnungen: Otto Sperling

ACHTUNG! FEHLDRUCKE!

IN 4 MARKEN SIND „FÄLSCHUNGEN" VERSTECKT. WO?

1: UNSTRUT, SAALE, SAALE, NAUMBURG

2: ERFURT, WEIMAR, JENA, BAD BERKA

3: LAUCHHAMMER, SENFTENBERG, GÜSTROW, ORTRAND

4: BROCKEN 1142m

5: RUDOLSTADT-SCHWARZA, SCHWARZA, SAALE

6: FICHTELBERG 1214 m

7: CALBE, SAALE, BODE

8: COSWIG, DESSAU, ELBE, SPREE

9: ROSSLAU, MAGDEBURG, ELBE, VOCKERODE

10: APFELSTÄDT, ARNSTADT, WIPFRA, GERA

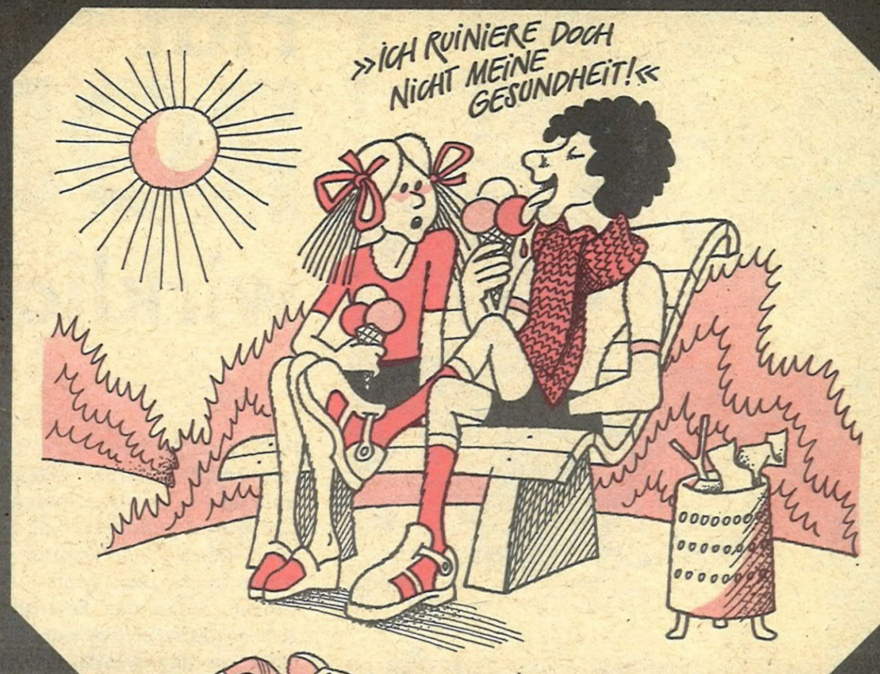
11: SCHÖNEBECK, ELBE, SAALE

12: TETEROW, MÜRITZ, RÖBEL

LÖSUNGEN: Eisleben, Weißenfels, Aschersleben, Naumburg, Dessau, Sangerhausen. – Der Bezirk: Halle. Fehldrucke: 3. Ruhland nicht Güstrow – 8. Mulde, nicht die Spree – Coswig nicht Magdeburg – 12. Waren nicht Teterow.



Eis



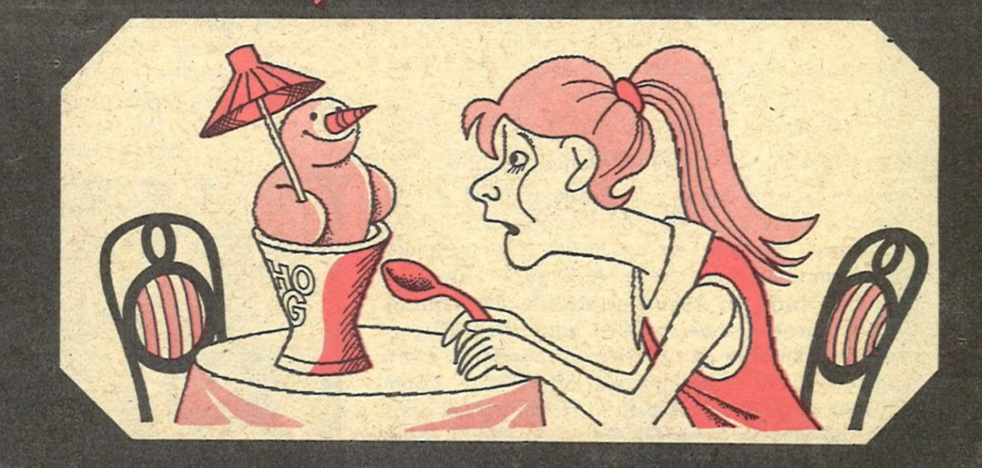
»ICH RUINIERE DOCH NICHT MEINE GESUNDHEIT!«



SCHOKOEIS
VANILLEEIS
FRUCHTEIS

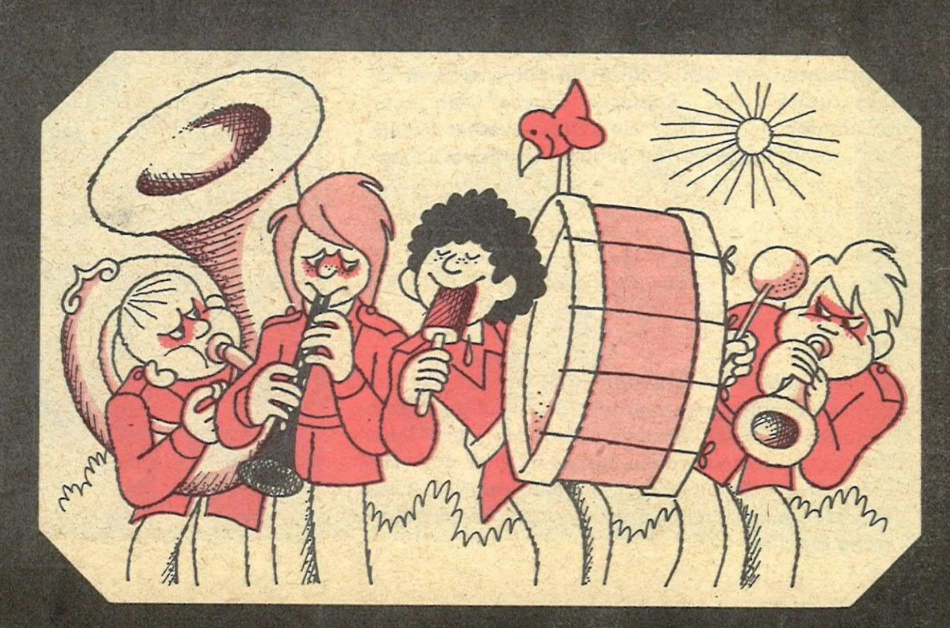


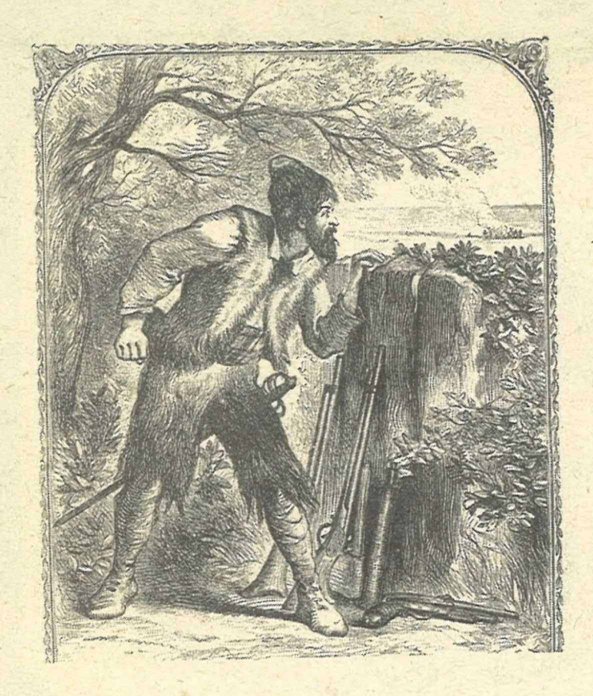
Hans-Jürgen Starke
EISZEIT



HOG







Hat ROBINSON wirklich gelebt?

HANSGEORG MEYER

„Ich wurde im Jahre 1632 in der Stadt York geboren, Sproß einer wohlhabenden Familie . . . Mein Vater hatte mich für die Rechtswissenschaft bestimmt, ich aber hatte nur den einen Wunsch, zur See zu gehen."

Hat er wirklich gelebt, Robinson Crusoe, dessen Geschichte mit diesen Sätzen beginnt?

Am 25. April 1719 begann William Taylor, Buchhändler in London, den Verkauf des druckfrischen Romans

„Leben und seltsame, überraschende Abenteuer des Seefahrers Robinson Crusoe aus York, welcher achtundzwanzig Jahre lang ganz allein auf einer einsamen Insel an der amerikanischen Küste lebte, nahe der Mündung des großen Orinokostromes, als einziger Überlebender nach einem Schiffbruch ans Land geworfen. Nebst einem Bericht, wie er zuguterletzt von Piraten wunderbar gerettet ward. Von ihm selbst erzählt."

Man liebte damals so weitschweifige Buchtitel.

Achtundzwanzig Jahre auf einsamer Insel – und niemand hatte zuvor von Mr. Crusoe reden hören! Nach zwei Wochen war das letzte Buch verkauft, Taylor mußte eine zweite Auflage drucken, im Juni eine dritte, im August eine vierte. Man sprach von Robinson Crusoe in allen englischen Bürgerfamilien, zumal in den reichen Seehandelsstädten, und sein Ruhm verbreitete sich übers Meer. Kaum ein Jahr verging, so erschien in Hamburg die erste deutsche Übersetzung. Ein Robinson-Fieber brach aus, das zwei Jahrhunderte anhalten sollte.

Scharenweise liefen Sprößlinge wohlhabender Familien davon, um zur See zu gehen. Dutzende Geschichten von Schiffbrüchigen auf einsamen Inseln suchten dem „Robinson Crusoe" den Rang abzulaufen, schon 1721 ein „Holländischer Robinson", zehn Jahre darauf Johann Gottfried Schnabels

„Wunderbare Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines geborenen Sachsen, welcher in seinem achtzehnten Jahre zu Schiffe gegangen, durch einen Schiffbruch selbvierte (zu viert), an eine grausame Klippe geworfen worden, nach deren Übersteigung das schönste Land entdecket . . ."

– die Qualität eines Einfalls läßt sich an der Zahl seiner Nachahmungen messen. Nur wenige „Robinsonaden" hatten längeren Bestand, unter ihnen Schnabels Roman, später bekannt unter dem Titel „Die Insel Felsenburg", Lieblingslektüre eines Frankfurter Schuljungen mit Namen Johann Wolfgang Goethe.

In der englischen Hafenstadt Bristol hatten die lesetüchtigen Bürger den „Robinson Crusoe" sehr aufmerksam aufgenommen. Ihnen erschien diese Geschichte außergewöhnlich wahr. In Bristol hatte zehn Jahre zuvor Kapitän Woodes Rogers einen Mann zuviel von großer Fahrt nach Hause gebracht, Alexander Selcraig, einen Schotten, der sich englisch Selkirk nannte. Dieser Seemann war 1704 vor der Westküste Südamerikas mit seinem Kapitän, einem Mr. Thomas Stradling, in Streit geraten und mußte das „marooning" über sich ergehen lassen, schwerste Strafe für Aufsässigkeit: Er wurde ausgesetzt. Mit einer Bibel, etwas Tabak, einer Flinte samt Pulvervorrat, einer Axt und seiner Seemannskiste ruderten sie ihn an den Strand einer der unbewohnten Juan-Fernandez-Inseln; und dort verbrachte er, auf sich gestellt, gut vier Jahre. Selkirks Erinnerungen, eine ungelenke langweilige Schilderung, wurde 1712 im Anhang eines Reiseberichtes von Kapitän Rogers abgedruckt. Selkirk war kein Erzähler, er wußte das: „Es wäre leicht, diese Dinge farbenprächtig auszuschmücken, indem man einige romantische Abenteuer hineinflicht." Jetzt hielten Bristols Bürger die romantischen farbenprächtigen Abenteuer des Robinson Crusoe in der Hand und fragten einander: Wer hat Selkirks Einladung aufgegriffen!



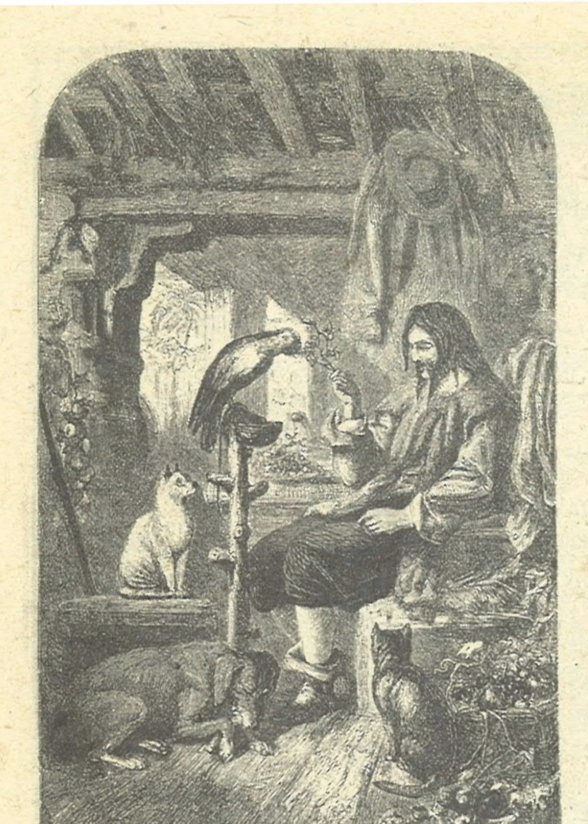
Aber was heißt aufgegriffen, was heißt Selkirk, der war eine armselige Teerjacke – dagegen Robinson! Seine Geschichte nahm ja die mehr oder weniger zufälligen Schicksale des wirklichen Seemanns genau genommen nur als Hülle – als Hülle für das Siegeslied des selbstbewußten freien Bürgers! Nicht nur in Bristol lief den Lesern bei diesem ungewöhnlichen Gedanken ein merkwürdiger Schauder den Rücken hinunter. „Robinson Crusoe" war der erste bürgerliche Roman der Weltliteratur!

Bisher handelten und siegten in den fesselnden und ergötzlichen Romanen stets edle Ritter und Fürsten; oder es handelten heitere Hirten oder kühne Soldaten, aber allemal im Dienst edler Herren. Auf einmal kommt dieser Robinson, ein Bürgerssohn, noch dazu schuldbeladen, und erweist sich als Herr seines Schicksals. Hat keinen anderen Herrn nötig. Allein kraft seiner menschlichen Vernunft und Erfahrung bezwingt er die Natur und meistert sein Leben.

Und hätte doch allen Grund, verzweifelt die Hände zu ringen und umzukommen! Hat dem Vater nicht gehorcht. Brachte den Schiffen nur Unglück. Mutterseelenallein erreicht er die Insel, abgeschnitten von der Menschheit. Richtet sich auf und richtet sich ein. Schafft sich ein Zuhause. Schafft sich Nahrung. Legt Vorräte an, sichert sie. Sein Leben ist das Werk seiner Hände und seines Verstandes. Erwirbt sich einen Gefährten – und erweist sich gegen ihn genau als Sohn des bürgerlichen Zeitalters und Kind der jungen Weltmacht England: Sein Gefährte Freitag ist ein „Wilder", ihm unterlegen. Also von ihm abhängig. Also muß er Diener sein. Der Sohn der bürgerlichen Klasse braucht keinen Herrn, er selbst ist Herr – über die Natur und über die Menschen.

Wer hat das verfaßt? fragten sich die Leser. Von ihm selbst geschrieben – das glaube wer will. Wer ist Robinson?

Ein Journalist ist er, berühmt-berüchtigt unter dem Namen Daniel Defoe; eigentlich Foe, zu deutsch: Feind, aber Defoe klingt freundlicher, französisch: Daniel von der Buche. Seinerzeit ist er als gescheiterter Kaufmann bis über beide Ohren verschuldet aus dem heimatlichen London nach Bristol geflohen. Aber ein kühner Mann. Fing an zu schreiben, führte eine verteufelt scharfe Feder. Schrieb auf und ließ drucken, was das englische Bürgertum zwar lange empfand, aber noch nie zu äußern gewagt hatte. Nannte Recht und Gesetz im Königreich ein Spinnennetz, in dem sich die kleinen Fliegen fangen, von den großen hingegen läßt es sich zerreißen. Verlangte gleiche Bildung für alle Menschen, ob Prinz, ob Edelmann, ob Bürger. Goß Spott über die adligen Herren.



Wurde an den Pranger gestellt. Der Urteilsspruch besagte, „bis die Königin sich seiner erbarmt"; es war aber das Volk, das ihm statt Schmähungen und Steinwurf Blumen und Jubelgeschrei darbrachte. Ob er zur See gefahren ist? Schiffbrüchig geworden? Jahre allein auf einsamer Insel? Muß man das, um einen „Robinson Crusoe" zu schreiben?
Daniel Defoe, 1660–1731, war ein Zeitgenosse der englischen bürgerlichen Revolution, und sein „Robinson Crusoe" war ein Kind und eine Waffe der Revolution. Wer den „Robinson" las, der fühlte sich nicht länger als Untertan, denn er spürte: Gerade so wie dieser Mann könnte ich es auch. Die edlen Herren berufen sich auf ihre „von Gott gegebenen Vorrechte"; sie sollen den lieben Gott aus dem Spiel lassen. Dort auf der Insel erweist es sich, uns alle hat die Natur mit dem Vorrecht der menschlichen Vernunft ausgestattet, und es liegt an jedem einzelnen, was er daraus macht.
Wer Kinder hatte, der gab ihnen den „Robinson" zu lesen, damit ihnen das gleiche bürgerliche Selbstbewußtsein erwachte: Lest nur, es ist spannend – wogende See, Schiffbruch, Naturgewalten, Kannibalen, Piraten! Das ließen sich die Kinder nicht zweimal empfehlen.
Defoe hatte den Roman nicht für Kinder geschrieben. Wer sehr jung war, mußte manches recht Nachdenkliche überblättern. Dennoch, „Robinson" wurde vor allem bei den jungen Lesern zu einem klassischen Werk der Weltliteratur von dauerndem Bestand.
Hat Robinson wirklich gelebt? Wäre die Welt um eine unersetzbar große Gestalt ärmer, wenn zum Beispiel die Teerjacke Selkirk nicht das „marooning" hätte erleiden müssen? – Mag sein, mag nicht sein. Wir haben Robinsons Geschichte, die ist unsterblich.

Illustrationen aus Robinson-Büchern, 18. und 19. Jahrhundert,
Reproduktion: Deutsche Staatsbibliothek Berlin

Brennesselhemd

Sowjetische Forscher haben älteste Stoffreste gefunden. Der Stoff ist über 5 000 Jahre alt und besteht aus Brennesselfasern. Wie mag man sich in einem Hemd aus Brennesseln fühlen?



Im Buch geschnarcht

In der englischen Grafschaft Berkshire werden Besucher einer Bibliothek verwarnt, nicht über Büchern einzuschlafen, sonst können sie eventuell mit einer Geldstrafe von 80 Mark rechnen. Einige Besucher der Bibliothek beschwerten sich, weil es im Lesesaal auf Stühlen und an Tischen zu viele Schläfer gäbe, die sogar laut schnarchten.

Dollarzicke

In Louisville, USA, Bundesstaat Kentucky, erbten kürzlich zwei Frauen überraschend einen Haufen Geld von einer verstorbenen Ziege. Die Tante der beiden Frauen hatte ihrer Ziege im Testament die Summe von umgerechnet 245 000 Mark vermacht. Da die Ziege keine Erben hatte, ging das Geld an die beiden Frauen.



Finnland fährt Rad

In Finnland, in dem 4,7 Millionen Menschen leben, gibt es schätzungsweise drei Millionen Fahrräder. Um das Radfahren noch beliebter zu machen, ruft der Naturschutzverband auf, mit dem Fahrrad zur Arbeit zu fahren. Ein Fahrrad ist billiger und umweltfreundlicher als ein Auto. Der Staat plant extra Straßen für Fahrräder und Mopeds.

Pumphuts Beil

Seit dem Jahre 1705 steckt im Turmdach der alten Wehrkirche von Mokrehna im Kreis Eilenburg ein Beil. Nach der Renovierung des Baus wurde auch das Beil erneuert. Der Sage nach soll der Müllersgeselle Pumphut, ein sorbischer Eulenspiegel, das Beil auf den Turm geschleudert haben.

Stockstreiche für „Raser"

Als es in England 1834 einen größeren „Autounfall" gab, wurde dort ein Gesetz erlassen, wonach jedes mechanisch angetriebene Fahrzeug angekündigt werden mußte. Ein Mann hatte in diesem Fall immer mit einer Fahne und einer Trompete vor dem Auto herzulaufen.



Zeichnungen: Peter Schmidt

Die älteste bekannte Verordnung gegen „Verkehrsraser" stammt aus dem Jahre 1775. Dort heißt es: „Einen in schnellem, unbesonnenem Fahren betretenen Kutscher alsogleich vom Wagen herab zu nehmen und mit gemessenen Stockstreichen abzustrafen."

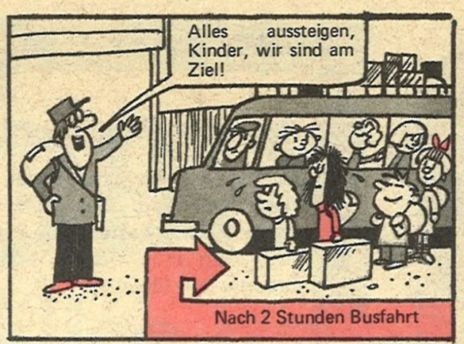
Luchs auf Achse

Dreitausend Kilometer fuhr in der Sowjetunion ein Luchs als „blinder" Passagier mit der Eisenbahn. In Kirgisien wurde er in einer Holzladung entdeckt. Die Eisenbahner übergaben ihn Schülern zur Pflege. Wieder zu Kräften gekommen, trat er die Rückreise nach Sibirien an, wieder mit der Bahn, doch nun als echter Passagier.





Mutz und Strubbel wollen sich im Ferienlager einmal so richtig vom vielen Erfinden erholen. Bei Spiel und Sport, beim Wandern und Schwimmen wollen sie drei Wochen absolut nichts von Erfindungen hören oder sehen. Aber es kommt wieder einmal ganz anders . . .



Nach 2 Stunden Busfahrt























Er liebt frische Luft.










Ganz plötzlich regnet es.









Ein Lehrerwitz









Frau Dr. Kittel's Diagnose und ihre Behandlungsmethode sind eindeutig.



Auf der Krankenstation















Während die Gruppe mit Lehrer Hinz zum Baden geht, rauchen bei Mutz und Strubbel die Köpfe!



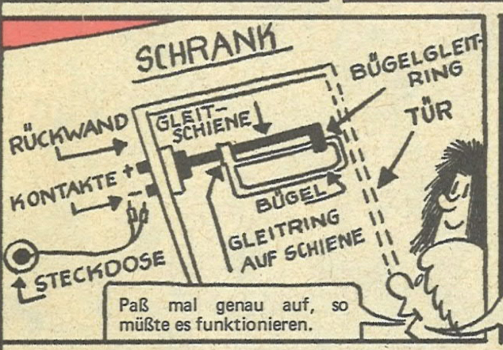




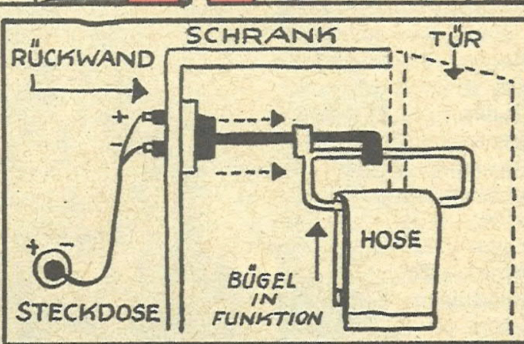








Zuerst hängt man die einzelnen Sachen sauber über die Bügel und schließt die Tür. An der Schrankaußenseite befindet sich die Wählskala. Auf ihr kann man nun die einzelnen Witterungsarten oder Bedarfssituationen einstellen. Ein Knopfdruck bewirkt, daß jeweils der richtige Bügel mit den richtigen Kleidungsstücken nach vorn saust und dabei automatisch die Schranktür öffnet.





















Sie haben kapiert: Für die Gesundheit, Hygiene, Ordnung und Sauberkeit muß jeder sich Zeit nehmen, aber Erfinder wollen sie trotzdem werden!



MSURIS ABENTEUER IM MUSCHELLAND

EIN MÄRCHEN AUS AFRIKA

GÖTZ R. RICHTER

10. Njogus Ungehorsam

Manche Geschichten geschehen einfach; nur einer weiß davon, und der schweigt. Da ist aber noch der Wind, und es ist auch der unablässig plappernde Bergbach. Auch sie können Geschichten weitertragen. Die eine erzählt von Njogu, dem Elefanten.

Sie nimmt ihren Anfang in der Nacht am Krokodilsfluß. Alle Männer, außer Msuri und Chege, überquerten die weite, flache Bucht auf der Flußpferdbrücke. Njogu stapfte als einziger auf seinen eigenen Beinen durch das Wasser. Auf seinem Rücken saßen, neben Kidogo, dem Schreiadler, und Ani, dem Madenhackermädchen, noch seine Freunde, Msuri und Chege.

Der Elefant würde diesen Weg nie vergessen. Krokodilsköpfe und gezackte Krokodilsrücken über die ganze Breite des Flusses. Die gefährlichen Schwänze zerfurchten das Wasser. Immer wieder stießen die Krokodile nach ihm, bissen nach seinen Beinen. Aber Njogu setzte Bein vor Bein, er tat, als spüre er sie überhaupt nicht. Seine dicke Haut schützte ihn. Nur, als sie unter seinen Bauch wollten und nach dem Schwanz schnappten, trat er nach ihnen, mit voller Kraft trat er.

Dabei wären Msuri und Chege fast heruntergefallen, und das hätte übel ausgehen können. Menschen haben eine dünne Haut. Krokodilszähne dringen hindurch wie Messer. Besonders unangenehm war gewesen, daß Njogu kaum etwas gesehen hatte, weil er doch den Kopf hochhalten mußte. Die Krokodile sprangen nämlich auch nach seinem Rüssel; der war besonders empfindlich. Und so mußte er fast blind an der langen Reihe der Flußpferde entlangstapfen.

Er hatte sie begrüßt mit einem mächtigen Hornstoß. Ihre Antwort hieß: „Huuch-huch-huuch", und danach klappten sie die mächtigen Kiefer wieder zu.

Msuri war das natürlich zuviel Lärm gewesen. Drüben auf der anderen Seite des Flusses könnten Wachen stehen, hatte er gesagt. Njogu hatte nicht streiten wollen. Was konnte man gegen Menschen ausrichten, die alles besser wußten? Alles.

Njogu würde das Erlebnis dieser Nacht niemals vergessen. Immerzu mußte er daran denken. Das war auch der Grund, weshalb er seit drei Tagen kaum geredet hatte. Nur mit dem Schreiadler das Nötigste. Mit Ani überhaupt nicht. Ihr Geschnatter hätte ihm gerade gefehlt.

Das Schlimmste dieser Nacht war ja nicht das Überqueren des Flusses, mitten durch die unzählbaren, wütenden Krokodile, sowas vergaß sich schnell, sondern was danach geschehen war ...

Njogu hatte als erster mit Msuri und Chege das andere Ufer erreicht. Die anderen Männer brauchten mehr Zeit, sie mußten über die glitschigen Rücken der schaukelnden Flußpferde balancieren. Die standen nämlich keinen Augenblick ruhig. Der Fluß war vor der Flußpferdbrücke angeschwollen, das Wasser brodelte, spritzte und schäumte. Hin und her rannten junge Bullen, als Wächter, um die Krokodile zu vertreiben. Einige der Männer rutschten auch von den glitschigen Rücken ab und stürzten ins Wasser. Aber es geschah nichts Schreckliches. Jeder rappelte sich schnell wieder auf. Dadurch jedoch dauerte der Übergang lange, lange.

Msuri hatte Njogu befohlen, ganz in der Nähe des Ufers zu bleiben, um zu fressen. Es gab da aber nicht nur fettes, saftvolles Gras. Ein Stück entfernt, gar nicht weit, lag Salzerde. Hatte Msuri drüben, auf der anderen Seite des Flusses, nicht vor kurzer, ganz kurzer Zeit gesagt: Beim nächsten Mal, da kannst du fressen, Njogu. Wenn wir erst drüben sind. Dann werden wir Wachen stellen für dich, Njogu. Das hatte Msuri gesagt.

Ein Elefant vergißt nicht, nicht nach hundert Regenzeiten.

Und jetzt war doch das nächste Mal! Sie waren jetzt drüben, auf der anderen Seite.

Njogu konnte dem Duft der Salzerde nicht widerstehen. Er riß Gras und ging Schritt für Schritt weiter vom Wasser weg, näherte sich der lehmigen Wand einer Salzkuhle, durch die der plappernde Bach lief.

Njogu hatte nicht mehr viel Zeit. Wenn das Mondboot erst vornüberhing, dann war die Morgensonne nicht mehr weit. Und beim Hellwerden wollten sie schon weiterziehen.

Wie lange hatte er keine Erde gehabt, salzig schmeckende, würzige Erde. Sein Magen gluckerte vor Begierde. Er roch sie immer stärker.

Das Gras war zu Ende. Der Boden senkte sich sanft. Der Rüssel schurfte über harte lehmige Erde. Njogu stieß einen Stoßzahn bohrend ein, brach Schollen los, zerschlug sie mit dem Rüssel, umschlang dann die ersten Brocken, führte sie zum Maul und schlürfte sie röchelnd in den Schlund.

Njogu vergaß, wo er war und was hinter ihm lag. Was vor ihm lag, konnte er nicht wissen, das wußten nicht einmal die Menschen. Auch stand der Wind vom Fluß her, und sein Rüssel roch so viel und so stark Salz, daß er nichts anderes wahrzunehmen vermochte.

Es war da aber etwas. Eine Gefahr! Der Feind! Nur zweihundert Schritte entfernt zog ein Trupp Schwarzkittel auf einem Kontrollgang durch das Ufergestrüpp. Ab und zu spähten sie über das Wasser.



Die Schwarzkittel waren unzufrieden: Dort drüben, auf dem anderen Ufer, feierten sie heute das Jahresfest. Nur für sie, als die Wächter des Paradiesgartens, für sie gab es dieses Fest nicht. Die Kupfernen, ihre Vorgesetzten, erklärten ihnen, es sei eine Auszeichnung, eine Ehre, hier dienen zu dürfen. Die Ehre konnten die Schwarzkittel weder essen noch trinken, und ihnen war sehr, sehr nach trinken, nach viel trinken, nach betrunken sein. Diese Freuden aber lagen am anderen Ufer des Flusses. Auf dieser Seite gab es vor allem Zucht und Ordnung, wie das die Kupfernen nannten. Die Kupfernen, die hatten Bier und Wein, die hatten sogar Tabak zum Rauchen. Von den Silbernen oder gar Goldenen gar nicht zu reden. Sie, die Schwarzkittel, durften nur Schnupftabak nehmen. Doch einmal, einmal würden sie vielleicht auch kupferne Kittel tragen und dann ... Ja, dann ...! Aber bis dahin ...

Njogu wußte nichts von ihnen.

Die Schwarzkittel wußten nichts von Njogu.

Msuri und seine Gefährten hatten Njogu noch nicht vermißt.

Njogu brach Schollen los. Er zerstampfte sie mit dem Fuß. Die Gier hatte Gewalt über ihn. Speichel troff ihm vom Maul, er vermochte nicht inne zu halten. Eine ganz große Kuhle mit Salzerde hatte er entdeckt.

Plötzlich merkte er ein erstes leises Rumpeln in seinem Bauch, und Erschrecken durchfuhr ihn. Msuri und Chege und alle anderen, Kidogo und Ani, alle hatte er vergessen.

Njogu hielt den Atem an, als könne er so das Rumpeln aufhalten. Doch er hatte keine Gewalt über seinen Bauch. Das Rumpeln durchschüttelte ihn. Oh, was für ein schönes, ein erlösendes Gefühl! Njogu wußte, es würde lauter und lauter werden. Er warf sich auf die Erde. Doch das Rumpeln wurde zum Donner, zum Krachen, als ob Baumstämme aufeinanderschlügen.

Der Donner tönte bis zum Fluß, wo zwei von Mkalis Männern, die letzten, die noch nicht das Ufer erreicht hatten, erschreckt ins Wasser stürzten, wo Msuri Chege rief, Chege Mkali und Mkali Mosha, der doch immer bei Njogu gewesen war. Keiner jedoch konnte Njogu entdecken.



Zeichnung: Karl Fischer

Der Donner drang auch bis zu den Schwarzkitteln, die noch niemals einen frei lebenden Elefanten gesehen hatten. Sie kannten Elefanten nur von Bildern oder aus dem Park hinter der Hauptstadt, wo die Tiere hinter dicken Pfählen auf und ab trotteten. Bei denen war so ein Poltern unbekannt. Die fraßen das Salz nicht in solcher Menge, wie es die freien Elefanten taten.

Einer der Schwarzkittel glaubte an ein Nachtgewitter, ein anderer an einen Felssturz, ein dritter an ein Erdbeben, ein vierter an eine Steinlawine. Auf jeden Fall schien es etwas ganz Schreckliches zu sein.

Da donnerte es wieder. Und nahe! Kam das Krachen nicht auf sie zu?

Kein Befehl hielt sie auf. Sie rannten davon, rannten und rannten.

So war Njogus Ungehorsam sicher nützlich für Msuri, Chege, Mkali und die Männer. Sie kamen unbehelligt über den Fluß und tauchten in den Buschwald ein.

Am plätschernden, plappernden Bach fanden sie den Elefanten. Ani, das Madenhackermädchen, zwitscherte ihm sogleich die großen Ohren voll, in welche Gefahr er sie gebracht hätte. Es wußte ja keiner, daß er dreimal zehn Schwarzkittel in die Flucht geschlagen hatte mit seinem Donnern.

Es wußte auch keiner, daß die Schwarzkittel am nächsten Tage, als sie bei den Kupfernen über das Schreckliche berichteten, einen sehr schlechten Empfang erhielten, denn niemand sonst wußte etwas von einem Gewitter oder einem Erdbeben oder einem Felssturz oder einer Lawine. Das hätten sie sich wohl ausgedacht?

Die Schwarzkittel wurden grau vor Schreck. Wer seinen Dienst vernachlässigte, wurde hart bestraft; er verlor seinen Rang, er durfte nicht mehr kämpfen, also auch keine Beute mehr machen. Man konnte sogar ins Gefängnis geraten und noch schlimmer, zu denen, die sich in der Arena auf Leben und Tod zehnmal herausschlagen mußten. Sofort wollten sie alles daransetzen, auch ihr Leben, um herauszufinden, woher dieses gewaltige Krachen gekommen war. Das waren sie ihrer Schwarzkittelehre schuldig.

So zogen sie, kaum daß sie sich gestärkt hatten, wieder hinunter zum Fluß, in den Uferwald. Sie gingen, je näher sie der Stelle kamen, immer langsamer. Hatten sie schon Furcht vor Strafe, so saß ihnen die Angst unter dem schwarzen Kittel. Immer wieder mußte mal einer hinter die Büsche rennen. In ihrer Erinnerung, in ihren flüsternden Reden, war das Donnern inzwischen noch größer, lauter, noch viel schrecklicher geworden. Es war furchtbar, noch nie dagewesen. Sie erwarteten es jeden Augenblick wieder.

Doch sie erreichten ohne Gewitter den Fluß. Am Ufer fanden sie im weichen Boden die Abdrücke vieler Füße, dazwischen lief eine andere Spur. Es sah aus, als habe ein Riese einen mächtigen Pfahl wieder und wieder in die Erde gerammt. In den Löchern stand Regenwasser.

Vorsichtig folgten sie den Spuren. Sie machten sich ihre Gedanken. Und wie kamen die Fußspuren dahin? Wer hier über den Fluß wollte, der brauchte gute Boote oder ein großes Floß. Ob ihnen dieser Riese geholfen hatte? „Wir müssen davon Meldung machen."

„Damit sie uns wieder verdächtigen?"

Schließlich entschieden sie sich, erst einmal den Spuren nachzugehen.

Und so hatte Njogus Ungehorsam den Feind auch auf die Spur gesetzt. Hatte er nicht doch Strafe verdient?

Timurzeit ist immer!

Wir fragten unsere „Frösi"-Korrespondenten: Wie steht es bei euch in der Klasse mit der Timurhilfe? – und bekamen Antwort.

Mit der Klarinette

Stefan aus Sangerhausen schreibt über seine Timurarbeit: „In letzter Zeit war ich öfter mit meiner Klarinette im Einsatz. Zusammen mit meinem Freund Maik bliesen wir vor älteren Bürgern ein Duo."

Einkaufshilfe

Über eine gut organisierte Timurarbeit in einer Timurzentrale schreibt Anke aus Hoyerswerda:

„Besondere Timurtaten gehen über unsere Zentrale und werden dort ausgewertet. Bei uns in der Klasse gibt es viele Timurhelfer. Anett und Henry z. B. gehen für ältere Bürger einkaufen. Alte Leute, die Timurhilfe brauchen, können sich bei uns melden."

Seit acht Jahren kommt Maja

Und hier ein Brief der POS 11 „Hans Marchwitza", Potsdam:

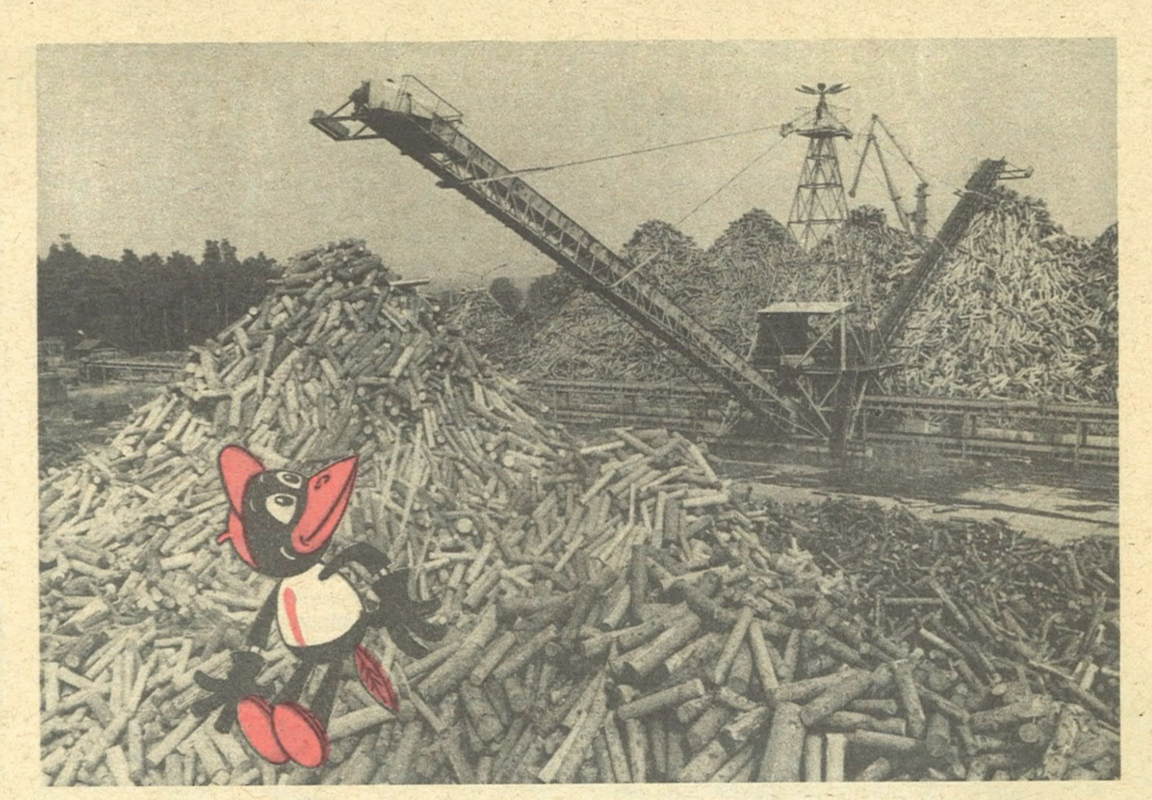
„Auch wir Lehrer und Schüler der POS ‚Hans Marchwitza' sind bemüht, den älteren Bürgern Hilfe und Fürsorge zu gewähren. Es sind zur Zeit 62 Schüler der Klasse 2 bis 10, die regelmäßig ältere Bürger betreuen. Diese Schüler gehen einkaufen, holen Kohlen und helfen im Haushalt. So z. B. hilft K. Kuhl aus der Klasse 2b der Familie Promnitz, Uhlandstraße 15, D. Teschendorf, ebenfalls Klasse 2b, hilft Frau Claus, Rosa-Luxemburg-Straße 19, Beate Seeland aus der Klasse 8a hilft Frau Schauerte, Bruno-H.-Bürgel-Straße. Diese Schülerin hilft dort schon seit der 4. Klasse. Am Wochenende bringt sie ihr Mittagessen. Maja Lenuweit aus der Klasse 8a betreut seit der 1. Klasse Frau Edelmann, Lessingstraße 28. Sie hilft im Haushalt, da diese Bürgerin kaum sehen kann. Maja hat dort zwei feste Termine in der Woche.

Die Klasse 5b, unter der Leitung ihrer Klassenlehrerin, Frau Hammerschick, hat im Oktober eine Übersicht angefertigt, wo Hilfe noch dringend notwendig ist. So sind es noch 15 ältere Bürger im Wohngebiet, die in Pflege genommen werden müssen. Eine Aufgabe, die gegenwärtig gelöst wird."

Wir fragen euch alle: Wie steht es mit eurer Timurarbeit?
Gibt es bei euch organisierte Timurhilfe?
Welche Erfahrungen könnt ihr weitergeben?
Wir rufen euch zum Erfahrungsaustausch der Timurhelfer auf!
Denkt daran: Timurzeit ist immer!

Reporter Droll
auf der Suche nach...

Einem *unbeschriebenen* Blatt



Außer, daß es weiß und nicht ganz so harmlos ist, wie es aussieht, wußte ich von nichts. So fing es an, das Unternehmen. Bei Leuten sollte ich mich umsehen, die Weißes und weniger Weißes aus dem Vollen schöpfen. Auch ich würde es genauso brauchen wie Mann oder Frau. Hätte Reporter Droll bereits in diesen Minuten geahnt, daß sich dafür schmächtige Fichten in Stücke reißen lassen müssen, wäre er seiner feinen Nase mit etwas mehr Ehrfurcht nachgegangen. So nimmt es denn auch kein Wunder, daß er halbwegs ohne Herzklopfen vor dem Werktor ankommt. Ein Geruch von frischem Holz begrüßt ihn vor dem Pförtner. Sollte er hier auf dem Holzweg sein? Später jedoch stellt sich heraus: Auf diesem Weg ist er bei den Schwedter Papiermachern goldrichtig. Doch vorher kommt es noch zu einer umwerfenden Überraschung.

Niederschmetternde Bekannte

„Hoppla! Komme ich doch auf dem Holzplatz unter die Stämme. Mannshoch türmen sie sich hier vor mir auf, und hätte ich nicht die Füße blitzschnell weggezogen, wäre ich jetzt platt wie eine Briefmarke. So umwerfend hätte ich mir meine erste Bekanntschaft mit dem Papier bei Leibe nicht vorgestellt. Nachdem mein erster Schock überwunden ist, wünsche ich mir nichts sehnsüchtiger, als daß die Stämmchen eines nach dem anderen wieder verschwinden. Was wollen die überhaupt hier in der Papierfabrik?"

Mit seinen Gedanken hätte er jedoch der autobahnbreiten und fußballfeldgroßen Papiermaschine unweigerlich einen Teil ihres „Rohfutters" entzogen. Ohne Holz kann sie trotz ihrer erhabenen Größe kein einziges Blättchen ausspucken. Also lagen die astlosen Holzrollen hier schon richtig. Täglich purzeln sie aus fünf mal fünf Eisenbahnwaggons, um entrindet und zu Weißbrei zerrieben zu werden.

Droll gingen die knirschenden Schleifsteine wie die quietschende Gabel auf dem Teller fröstelnd unter das Gefieder, und doch rieb er sich die Flügel, wie seine erdrückenden Gegner ruck, zuck zu Holzschliff wurden, einem köstlichen Fasersalat. Verzückt langte er in einen großen Bottich, um, wie er sagte, den „Rahm von der Sahne" zu schöpfen. Plötzlich legte er sich ein schneeweißes Etwas vor's Gefieder. Sekundengetrocknet war es. „Ich habe das unbeschriebene Blatt", stieß er triumphierend aus. „Taufrisch und handgeschöpft. Mehr wollte ich doch gar nicht." Doch dann hörte er zwischen den sich am Ende der Riesenmaschine aufwickelnden Rollen, daß hier täglich in acht Schichtstunden nicht nur vier unberührte Ecken ans Licht der Welt kommen, sondern ein ganzes Zeitungsband Autobahn von Schwedt bis knapp hundert Kilometer vor Dresdens Elbufer. „Donnerwetter! Das Schwedter Papier ist nicht von Pappe!" Zum vorläufigen Abschied klopft Droll dem Riesen noch einmal gehörig auf die Rollen. Da schiebt sich doch eine ächzende Karre Altpapier, vergilbt und häßlich frech, an ihm vorbei, um ein „Bad" zu nehmen. Droll stutzt, läßt passieren und hängt sich pfeilschnell an ihre druckschwarz beladenen Fersen. Doch wie er sie so im Schlepptau begleitet, kommen ihm angesichts einer eigenartigen Waschmaschine einleuchtende Gedanken.

Stammanstoß am Anstoßstamm

„Da gibt es also hier auch einen Waschautomaten für altersschwache Zeitungen", kombiniert Droll und buchstabiert: „Deinking-Anlage". Schade, daß hier alles so schnell aufgelöst, zersetzt und gewaschen wird. Doch er läßt sich von den beiden Mädchen in der Schaltwarte aufklären, denn durch diese tägliche Altpapierwäsche werden Tausende Fichten im besten Alter davor bewahrt, ihre Kronen hinzuhalten. Droll, stolz wie ein Pfau, fällt es unter dem Geächze der „Waschmaschine" wie Schuppen vom Gefieder: „Wie konnte ich mich nur fast von den Stämmen überrollen lassen, wenn sie durch Altpapier ersetzt werden können und gar nicht erst gefällt zu werden brauchen?" Da wußte er plötzlich, daß es die weißen Blätter ganz schön „in sich haben" und keines dem anderen gleicht, wenn es auch auf den ersten Blick so aussieht.

Ralf Kegel

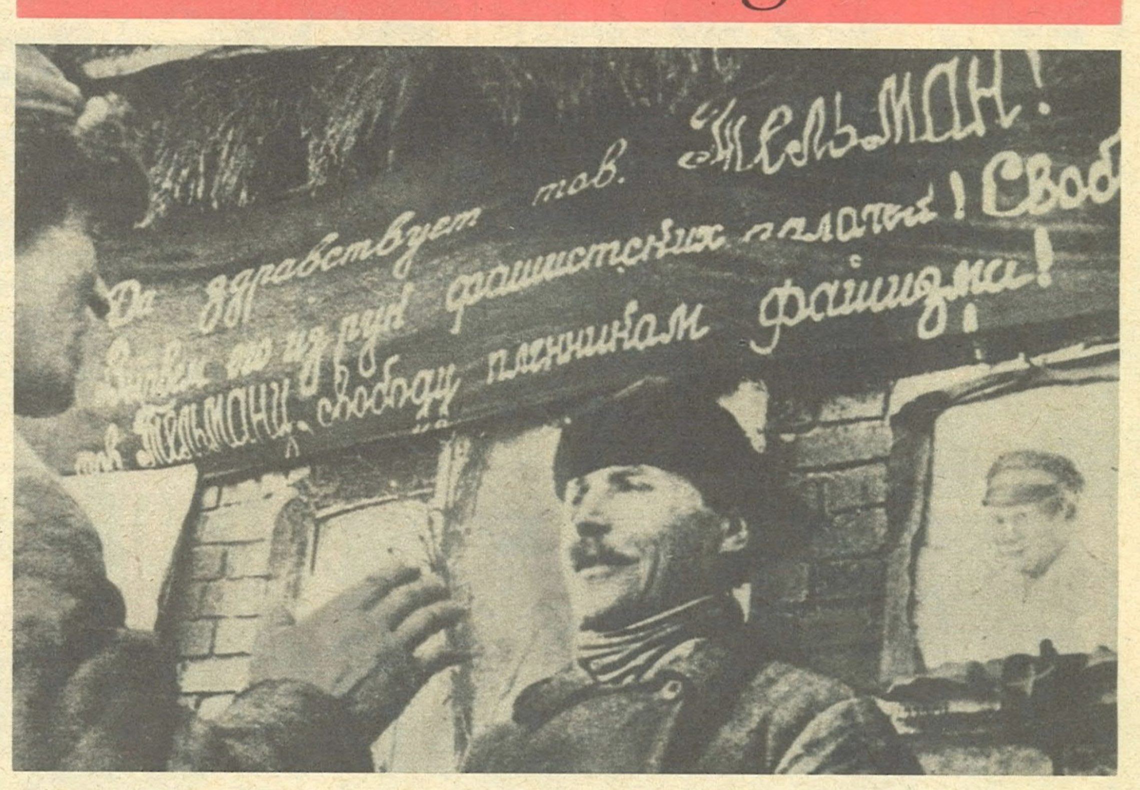


Fotos: ADN/ZB
Einzeichnungen: Otto Sperling

Sieben achtbare Blätter

- Sammelt jeder Haushalt in der DDR auch nur 1 Kilogramm Altpapier mehr, so werden pro Jahr 960 000 Bäume am Leben erhalten.
- Täglich werden in Schwedt 80 bis 90 Lkw-Ladungen Altpapier zu Neupapier. Das ist ein Viertel der Gesamterfassung in unserer Republik.
- Auf einem Teil des in Schwedt erzeugten Papiers druckt man täglich rund eine Million Exemplare des „Neuen Deutschland".
- Würde nur jedes Kind bei uns zehn Schulhefte gesondert zum Altstoffhandel bringen, könnten 24 Millionen Hefte pro Schuljahr in die Papierfabrik zurückgehen.
- In unserer Republik verbraucht pro Jahr jeder etwa 80 Kilogramm an Zellstoff und Papier.
- Zur Herstellung einer Tonne Zellstoff brauchen wir vierzehn Bäume mittlerer Größe, für die gleiche Menge Holzschliff etwa drei Festmeter Faserholz.
- Käme bei uns kein Altpapier zum Einsatz, müßten in einem Jahr 180 Quadratkilometer Wald für Zellulose gefällt werden. Damit könnte man einen 500 Meter breiten Streifen von Berlin nach Erfurt legen.

Das Beispiel Thälmann ist lebendig



Tief verwurzelt war im Sowjetvolk der Gedanke der Solidarität mit dem von den Faschisten eingesperrten Führer der KPD, Ernst Thälmann.

Ganz sicher ist es nicht, in welchem Ort der Sowjetunion dieses Foto der Solidarität mit Ernst Thälmann aufgenommen wurde. Aber ich glaube, den Ort zu nennen, ist in diesem Falle gar nicht so wichtig. Überall in der Sowjetunion forderten die Arbeiter und Bauern, als sie erfuhren, daß der Führer der deutschen Kommunisten am 3. März 1933 von den Faschisten eingekerkert worden war, Freiheit für Ernst Thälmann.

Freiheit für Thälmann! Bald ging diese Losung um die ganze Welt. Organisiert von der Kommunistischen Internationale, wurde eine bis dahin in solchem Umfang noch nicht dagewesene weltweite Solidaritätsaktion eingeleitet. An ihr beteiligten sich Millionen Arbeiter und andere Werktätige – und das waren nicht nur Kommunisten – aus vielen Ländern. Im faschistischen Deutschland waren solche Aktionen natürlich ganz besonders gefährlich, denn die Nazis verfolgten jeden, der seine Stimme gegen ihr Terrorregime erhob. Obwohl die Geheime Staatspolizei der Faschisten, kurz Gestapo genannt, brutal wütete und überall Verhaftungen vornahm, konnte es ihr dennoch nicht gelingen, den Widerstand der Kommunisten, der sich auch in Solidaritätserklärungen mit Thälmann äußerte, zu brechen. So vermerkte zum Beispiel ein Lagebericht der Berliner Gestapo für den Monat September 1935: „Die Forderung nach Freilassung politischer Gefangener, insbesondere Ernst Thälmanns, nahm auch im abgelaufenen Monat vorwiegend durch Verbreitung von Streuzetteln einen breiten Raum ein."

Es gehörte zu den Absichten der Faschisten, den in der Welt sehr bekannten Arbeiterführer Ernst Thälmann schnell vergessen zu machen. Aber da hatten sie sich total geirrt. Sicher sind bei weitem nicht alle Aktionen der Solidarität mit Thälmann bis ins faschistische Deutschland gedrungen, doch was da an Nachrichten eintraf, reichte schon aus, die Nazis nervös zu machen.

Da wehte zum Beispiel eines Tages auf dem Dach des hitlerdeutschen Konsulats in der britischen Stadt Bristol an schwer zugänglicher Stelle eine Fahne mit der Aufschrift: „Freiheit für Thälmann!" Eine mutige Tat vollbrachten portugiesische Arbeiter, als im Hafen von Lissabon das deutsche Kriegsschiff „Emden" zu einem Besuch einlief. Portugal war damals auch ein faschistisch regiertes Land. Als jedenfalls die Matrosen der „Emden" ihr Schiff zum Landgang verließen, waren sie plötzlich von einer Menge Hafenarbeiter umgeben, die ihnen mit schwarz-weiß-rotem Band verschnürte Kärtchen in die Hände drückten. Ein Willkommensgruß, dachten die Matrosen. Aber als sie die Klappkarten öffneten, sahen sie ein Foto Ernst Thälmanns und dazu in deutscher, französischer und portugiesischer Sprache die Forderung: „Gebt unseren Thälmann frei!"

Teddy wußte von der Solidarität, die ihn umgab, auch wenn er von den Grüßen, die körbe- und säckeweise im Gefängnis eintrafen, nur wenige zu sehen bekam. Ganze drei Briefe erhielt er von Tausenden zu seinem Geburtstag im Jahre 1934. Zwei Jahre später, zu seinem 50. Geburtstag am 16. April 1936, waren es nicht viel mehr. Der weltweite Kampf für die Freiheit Ernst Thälmanns erreichte im Jahre 1936 einen neuen Höhepunkt. Die Zahl der illegalen Zeitungen und Flugblätter nahm in den Tagen und Wochen um den 16. April enorm zu. Tausende von Karten, Briefen und Telegrammen an Thälmann erreichten das Moabiter Gefängnis. Allein in den USA wurde die Absendung von 100 000 Postkarten organisiert. Fünfzigtausend Solidaritätskarten wurden in der Tschechoslowakei verkauft. Bis zum 9. April 1936 waren bereits mehr als 20 000 mit 100 000 Unterschriften versehene Karten nach Berlin geschickt worden.

Genau an Thälmanns 50. Geburtstag wurde im Geschäftszimmer des Moabiter Gefängnisses ein großer Strauß roter Rosen für Teddy abgegeben, dazu eine Glückwunschkarte mit den Worten: „Das rote Berlin grüßt seinen Führer". Wutschnaubend verhaftete die Gestapo den Blumenüberbringer. Doch sie mußten ihn bald wieder freilassen: Er war nur der Bote des Blumenladens; in dem der Strauß von „Unbekannten" gekauft worden war.

Das alles waren Bestätigungen der Worte Georgi Dimitroffs, der im Namen der Kommunistischen Internationale an Ernst Thälmann schrieb: „Du weißt, daß Du nicht allein stehst, daß Millionen Werktätiger in allen Ländern der Welt gemeinsam mit Dir kämpfen ..." Am wirkungsvollsten für die Sache, der Ernst Thälmann sein Leben geweiht hatte, aber waren die Solidaritätsbekenntnisse der Bürger der Sowjetunion, denn ihre Solidarität, das waren vor allem Taten zur Stärkung des ersten sozialistischen Staates. Es waren nicht nur die Kollektivwirtschaften und Fabriken, die den Namen Thälmanns trugen, in denen sich die Werktätigen zu Ehren Thälmanns verpflichteten, höhere Leistungen zu vollbringen. „Ihren Namen, teurer Genosse Thälmann, kennt jeder junge Mensch unseres Landes. Sie sind uns ein Vorbild an Mut und Unerschrockenheit, für Aufopferung und Ergebenheit zur Sache der proletarischen Weltrevolution." So heißt es in der Grußadresse, die der X. Kongreß des Leninschen Komsomol an Ernst Thälmann schickte. In Moskau fanden Thälmann-Feiern statt, auf denen so hervorragende Kampfgefährten Thälmanns wie Fritz Heckert und Wilhelm Pieck sprachen. „Deutschland und die Welt wissen", so schrieb das ZK der KPD in seinem Glückwunsch zu Thälmanns 50. Geburtstag, „daß aus der Schule Ernst Thälmanns die Männer und Frauen der KPD gewachsen sind, die heute mit trotzigem Mut, ihr Leben nicht achtend, die mörderischste Diktatur der Welt bekämpfen. Man kann diese Menschen fällen, aber man kann sie nicht beugen. Denn in ihnen allen ist das Beispiel Thälmanns lebendig."

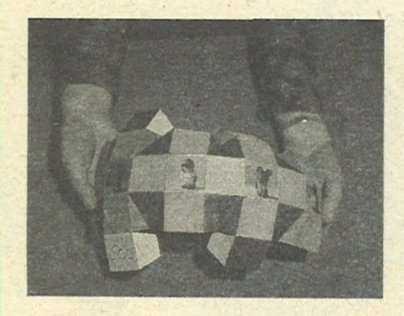
Zeno Zimmerling

„Mein Leben und Wirken kannte und kennt nur eines: Für das schaffende deutsche Volk meinen Geist und mein Wissen, meine Erfahrungen und meine Tatkraft, ja mein Ganzes, die Persönlichkeit zum Besten der deutschen Zukunft für den siegreichen sozialistischen Freiheitskampf im neuen Völkerfrühling der deutschen Nation einzusetzen!"

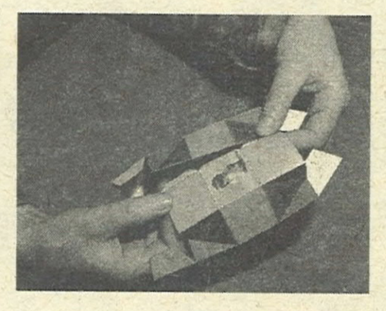
Ernst Thälmann in seinem letzten schriftlichen Selbstzeugnis, Januar 1944
Zitat in: Ernst Thälmann. Eine Biographie, Berlin 1979, S. 773

Olympische Sommer-Ball-Spiele

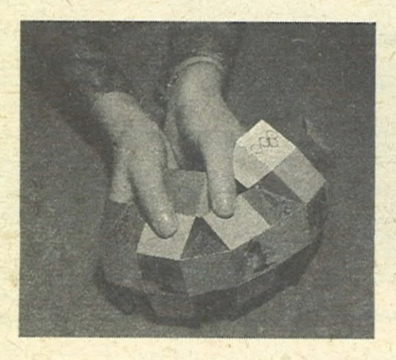
Bastelanleitung zu unserer Beilage „Olympia-Ball".



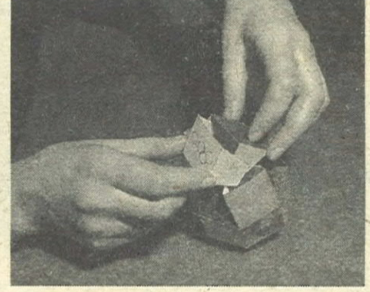
1. Das vorgestanzte Kartonblatt wird ausgebrochen und an allen Linien gefalzt.



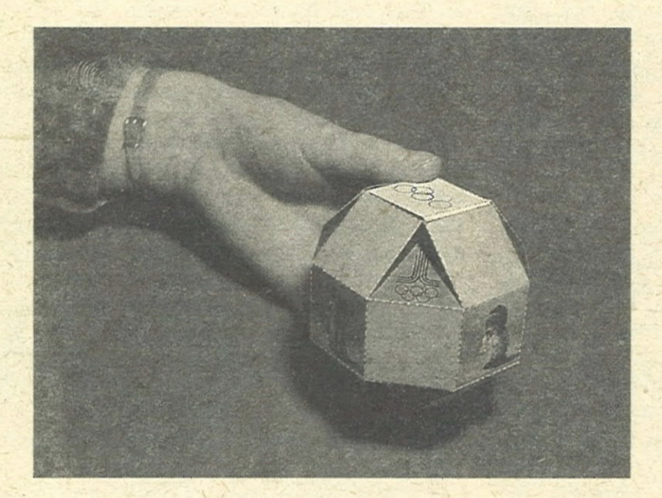
3. An den drei Klebefalzen wird das Kartonblatt so zusammengeklebt, daß eine Säule entsteht.



2. Die Flächen mit dem Zeichen der Olympischen Sommerspiele in Moskau werden nach innen gefalzt, so daß ein Dreieck entsteht.



4. Jetzt wird das Kartonblatt zu einem Ball geformt. Dazu müssen die Laschen an den blauen Flächen bzw. an den Flächen mit den olympischen Ringen nach innen gesteckt werden.



5. So sieht der „Olympia-Ball" fertig aus. Zur besseren Haltbarkeit könnt ihr die großen Laschen von innen festkleben.

Unser „Olympia-Ball" soll euch während der Zeit der Olympischen Sommerspiele in Moskau begleiten. Ihr könnt von ihm alle Zeitpunkte der wichtigsten Entscheidungen ablesen. Aber aufgepaßt: Die aufgedruckten Uhrzeiten entsprechen der Moskauer Zeit!

Fotos: Horst Glocke

Am 23. Juli 1930 ging eine Nachricht um die Welt:

Das 2. Welttreffen der Arbeiter- und Bauernkinder in Berlin ist eröffnet!

Pioniere und Kinder aus 13 Ländern, zusammen mit 20 000 Arbeiterkindern aus dem damaligen kapitalistischen Deutschland vereinigten sich fünf Tage lang mit den Berliner Werktätigen zu Kundgebungen, Demonstrationen und Festen. Sie verband gleicher Sinn, gleicher Mut.
Vielen Delegationen, auch den Pionieren aus der Sowjetunion, wurde durch die reaktionäre Regierung die Einreise nach Berlin verweigert. Als am 24. Juli 1930 im überfüllten Saalbau Friedrichshain der II. Slot, so wurde das Treffen genannt, eröffnet wurde, wählte man dennoch in Abwesenheit die Vertreter der Leninpioniere ins Präsidium.
Trotz aller Verbote, Schikanen und Polizeiterror gestaltete sich das 2. Welttreffen durch die Solidarität der deutschen und internationalen Arbeiterklasse zu einem unüberhörbaren Pioniersignal für Frieden und Brot, für Freundschaft mit allen Völkern gegen Kinderausbeutung, Krieg und Hetze gegen die Sowjetunion.

HURRA, SIE SIND DA!



Preis 10 Pfennig

DIE Trommel

Zeitung der Arbeiter- und Bauernkinder Deutschlands

10. Jahrgang Nr. 7 August 1930

Hurra, sie sind da!

Am Montag trafen die Mongolenkinder auf dem Schlesischen Bahnhof ein. Sie wurden von den Arbeitern und ihren Kindern stürmisch begrüßt. Aber nicht nur Arbeiter waren da, sondern auch die Schupo. Das fiel den Mongolenkindern gleich auf, und sie betrachteten genau die Gummiknüppelschwenker. Die mongolischen Pioniere freuten sich über den Empfang. Es drängte alles an sie heran. Beinahe wären sie totgedrückt worden. Darum wurden sie schnell auf die Schultern gehoben und bis zum Küstriner Platz getragen. Sie sprachen dann selbst. Natürlich verstanden wir sie nicht. Aber wir wußten, was sie meinten. Dann wollten sie im Auto nach ihrem Quartier. Doch die Arbeiter ließen sie nicht losfahren. Sie mußten langsam fahren, und Kampflieder singend ging alles hinterher. Das dauerte eine ganze Stunde. Dann kamen wir auf dem Helmholtzplatz an. Dort waren Tausende Arbeiter versammelt. Diese riefen jubelnd ‚Rot Front!", als sie unsere gelben schlitzäugigen Genossen sahen. Jetzt sind sie bei uns in der roten Schliemannstraße in Quartier. Viele Arbeiter stehen abends vor den Türen und passen auf, wann sie kommen.

Das Gelöbnis

Wir proletarischen Kinder aus aller Welt, aufmarschiert im roten Berlin, geloben der Arbeiterklasse der ganzen Welt: Wir sind
Immer bereit!
Zum Kampf für die Sache der Arbeiterschaft!
Immer bereit!
Zum Kampf gegen Faschismus und Krieg!
Immer bereit!
Zum Kampf gegen Elend und Not!
Immer bereit!
Zum Schutz der Sowjetunion!
Immer bereit!
Unter den Fahnen Lenins zu kämpfen, gemeinsam mit unseren Vätern und Brüdern für die Weltrevolution!

„Die Trommel", 10. Jg., Nr. 8, 8. September 1930

Zu Fuß nach Berlin

Seit dem 1. Juli sind 12 Rote Pfadfinder von Prag aus zu Fuß auf dem Wege zum 2. Welttreffen nach Berlin.

In *Bratislava* in der Slowakei wurde eine Pioniergruppe, die eine Sammlung für das 2. Welttreffen der Arbeiter- und Bauernkinder in Berlin veranstaltete, in der Arbeiterkolonie Dornkapell *verhaftet*. Die Pionere wurden auf die Polizeidirektion geführt, verhört und *verprügelt*. Trotzdem haben sie aber nicht verraten, von wem sie die Sammellisten bekommen hatten. Nachher wurden sie freigelassen – das Geld beschlagnahmt.

„Die Rote Fahne", 16. Juli 1930

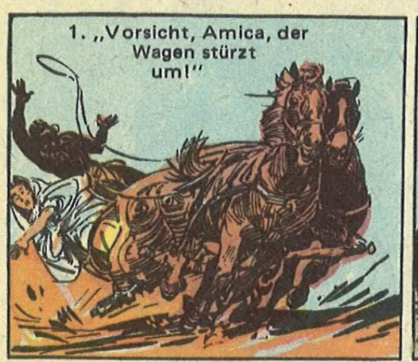
Berlin im Zeichen des Welt-Arbeiterkindertreffens – Polizeiprovokation am Bülowplatz

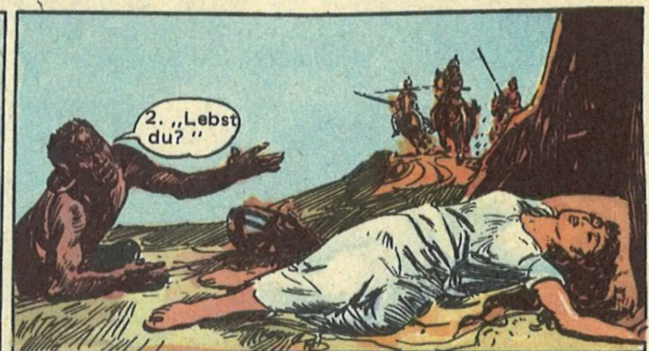
Das werktätige Berlin steht im Zeichen des II. Welttreffens der Arbeiter- und Bauernkinder. In den Arbeiterbezirken leuchten von den grauen Mietskasernen Transparente und Fahnen. Vor den Quartiermeldestellen und vor allem dem Karl-Liebknecht-Haus stehen den ganzen Tag über Gruppen von Arbeitern in Erwartung der Delegationen. Jeder will die jungen Genossen aus Norwegen, Schweden, Österreich, Holland, aus der Tschechoslowakei und die Mongolenkinder sehen. Kommt eine Gruppe von Kindern, so wird sie stürmisch empfangen, alles reißt sich darum, einen von den jungen Kämpfern beherbergen zu können.

Der Recke von Capua

Vom Leben und Kampf des Spartacus (Letzter Teil)

Text: Tibor Cs. Horvath
Zeichnungen: Ernö Zorad

































STEIGE, IKARUS, FLIEGE

Sturz des Ikarus

Auf dem gemälde: südliche
landschaft am abend.
Der bauer pflügt. Der hirte
hütet seine herde. Der angler
angelt. Zwischen idyllischen
inseln segeln schiffe dahin.
Die sonne sinkt.

Sommermorgen überm meer.
Ikarus fliegt. Die küste
schwindet hinter ihm.
Unten liegen inseln im licht.
O jugendliche lust des
steigens in unerhörte höhe,
hier sind die lüfte kühl.
Die Erde ist eine Landkarte.
Der ephebe* wird zum Engel,
hört nur das rauschen
des bluts in den ohren und
fliegt in den himmel.
Er stürzt ins bild zurück.
Das unglück bleibt am rand, und
unbemerkt von bauer, angler,
hirt versinkt der junge.
Er flog zu hoch hinaus.
Er sah die welt wie nie.

Ulrich Berkes

*altgriechische Bezeichnung für Jüngling

Wann träumte zum ersten Male ein Mensch, er könne fliegen? Wieviel tausend Jahre ist es her, daß Jäger und Hirten den Flug der Vögel beobachteten? Wie sie in die Luft steigen und sich fallen lassen, wie sie schweben und gleiten, mühelos sich von der Erde entfernen, über Hindernisse fliegen, große Strecken überwinden!

Der römische Dichter Ovid (43 v. u. Z. – 17. n. u. Z.) erzählt die Sage von den ersten fliegenden Menschen, dem kunstreichen Erfinder Dädalus und seinem Sohn Ikarus. Sie waren auf der Insel Kreta gefangen und sehnten sich zurück nach ihrer Heimat Griechenland, doch jede Flucht schien unmöglich. Da stellte Dädalus

„von der kleinsten beginnend,
Federn zusammen in Reih, auf die lange die kürzere folgend ... Unten verband er sie dann mit Wachs, mit Zwirn in der Mitte, und die vereinigten bog er in wenig bemerklicher Krümmung, wirklichen Fittichen gleich ...
Wie an das Beginnen die letzte
Hand er gelegt, hebt selbst auf den beiden gefertigten Flügeln wägend der Künstler den Leib und schwebt im geschlagenen Luftraum. Weisung erteilt er dem Sohn und spricht: ‚In der Mitte des Weges, Icarus, bleib, daß nicht dir Wasser beschwere die Schwingen, wenn zu niedrig zu gehst, zu hoch, sie versenge das Feuer. Fliege von beiden entfernt ... halte die Bahn mir nach'!".

Aber Ikarus fühlte, wie sicher er flog, wie schön es war, dem Vogel gleich zu schweben. Er wurde mutiger, kühner, flog immer höher, der Sonne entgegen. Doch sie strahlte zu heiß, das Wachs schmolz, die Flügel lösten sich auf, Ikarus stürzte ins Meer, ertrank.

Ein Versuch der Menschen, das Fliegen zu lernen, war gescheitert. Aber immer wieder traten Mutige hervor, die es wagten: der fliegende Chorschüler, der Schneider von Ulm, Montgolfiére mit dem Heißluftballon, Otto Lilienthal mit seinem Gleitflugzeug, die Brüder Wright im ersten Motorflugzeug, Ziolkowski mit der Konstruktion der ersten Raketen ... Viele Versuche schlugen fehl, mancher Forscher fand den Tod. Aber die Menschen lernten das Fliegen! Seit über fünfzig Jahren ist es selbstverständlich, daß wir fliegen können – seit 1961 sogar über die Anziehungskraft der Erde hinaus in den Weltraum!

Der Traum vom Fliegen und der Kampf ums Fliegenkönnen hat viele Künstler – Dichter, Maler, Tänzer, Komponisten – zur Gestaltung gereizt. Besonders die schöne und erregende Sage von Ikarus ist oft gemalt worden. Das berühmteste Bild schuf der niederländische Maler Pieter Bruegel d. Ä. (1525–1569). Weit dehnt sich seine Landschaft. Blaugrün und braungrün klingen die Farben. Land und Meer. Ruhiges, alltägliches Leben. Keine Sensation. Am hohen Rand des Ufers bricht ein Pflüger in zähen schmalen Streifen die Erde um. Ein Hirt steht bei seiner Herde, schaut in die Luft, ein Angler steckt die Rute weit über den Abhang, kunstvoll gebaute Schiffe fahren mit prallen Segeln im Wind, hinter steilen Felsen liegen eine Bucht, ein Hafen, eine Stadt.

Aber was hat dieses schöne Landschaftsgemälde mit Ikarus zu tun? Wo ist der fliegende Mensch?

Der Maler verbirgt ihn, versteckt ihn in seinem Bild. Du kannst lange suchen: am Himmel, über den Bergen, in der Nähe der Sonne. Da oben findest du ihn nicht. Unten ist er, schon abgestürzt! Dicht unter dem Schiff läßt Bruegel die Beine des Ikarus zappeln. Wellen entstehen, kleine Schaumkronen leuchten auf, ein paar Federn schwimmen im Wasser. Gleich wird Ikarus versinken, ertrinken. Kein Mensch kümmert sich um ihn.

Warum ist da niemand, der den Absturz bemerkt, warum kommt keiner dem Ertrinkenden zu Hilfe? Warum geht alles weiter seinen alltäglichen Gang? Müßte die Welt nicht stehenbleiben im Augenblick dieser Katastrophe?

Oder wollen die Menschen nicht sehen, daß da ein Mutiger scheitert, halten sie für sinnlos, was er tat?

Warum geht die Sonne unter, als Ikarus ins Meer stürzt? Sie stand doch hoch am Himmel, als er ihr entgegenflog. Bertolt Brecht meint, Bruegel wollte zeigen: So hoch ist Ikarus geflogen, so lange dauerte der Absturz.

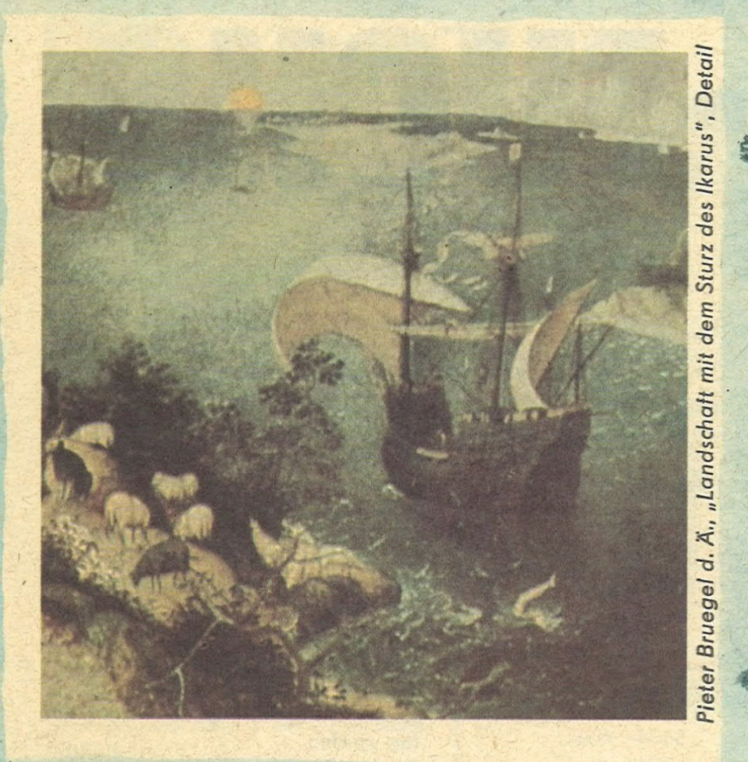
Bernhard Heisigs Ikarus fliegt! Fliegt über der Erde und der Geschichte der Menschen, hoch über dem Ozean und über der Landzunge. Römische Soldaten treiben das Sklavenheer des mutigen Spartacus ins Meer. Rauchwolken steigen auf, der Feuer-

Fotos: Horst Glocke (2), Gerhard Murza. Zeichnung: Sigrun Pfitzenreuter



Pieter Bruegel d. Ä., „Landschaft mit dem Sturz des Ikarus", 1588, Brüssel, Königliches Museum

UNS VORAUS!

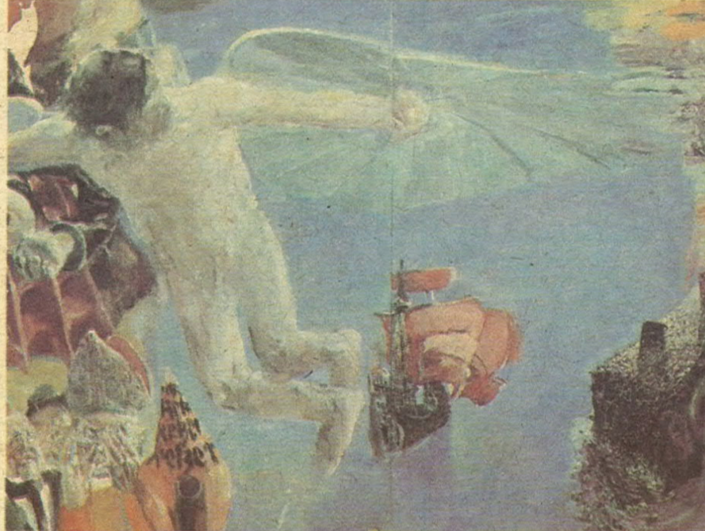


Pieter Bruegel d. Ä., „Landschaft mit dem Sturz des Ikarus", Detail

schein der Schlachten lodert. Weit läßt Ikarus die alte tragische Geschichte hinter sich.
Eng verbindet ihn der Maler mit der jüngsten Vergangenheit, mit Gegenwart und Zukunft. Schreiend stürzt der schwarze Gegenspieler aus dem brennenden Flugzeug der Aggressoren, Kirchenfürsten verschließen die Augen vor Ikarus' Tat, aber der Revolutionär der Pariser Kommune weist ihm den Weg, und Forscher, Flieger, Kosmonauten begleiten seinen Flug.
Dieser Ikarus fliegt! Fliegt ohne zu stürzen. Er erfüllt die Träume der Menschheit, bringt ihrer Arbeit, ihrem Forschen, ihren Kämpfen – Sieg!

Dr. Martin Kloss

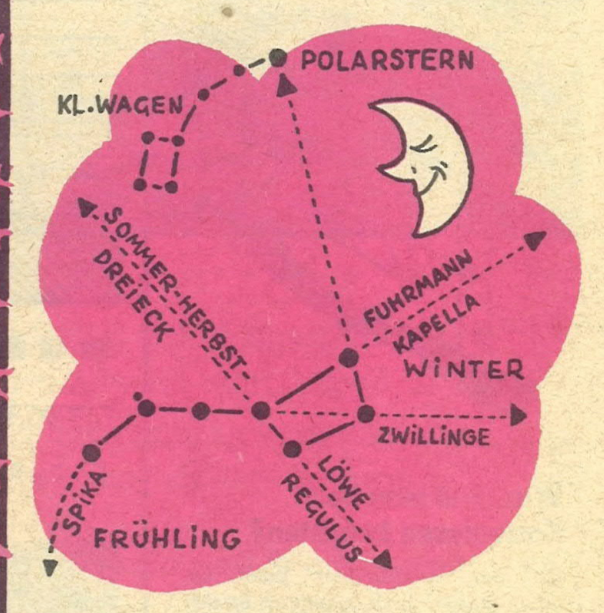
*zitiert aus: Publius Ovidius Naso „Metamorphosen", VIII. Buch Reclam-Verlag, Leipzig 1971



Bernhard Heisig, „Ikarus", 1973 Detail

Der Große Wagen als Wegweiser

Der Große Wagen ist zum Aufsuchen des Polarsternes und damit der Nordrichtung allgemein bekannt. Weniger bekannt ist aber, daß er auch als Wegweiser dienen kann, um von dort zu bekannten Sternen und Sternbildern den Weg zu finden. Bei einer Wanderung durch unbekanntes oder weniger bekanntes Gelände habt ihr gewiß schon einmal an einer Wegekreuzung gestanden und habt überlegt, wohin wohl die Wege führen. An diesen wichtigen Punkten befinden sich dann Wegweiser, die das Weiterwandern erleichtern sollen.
Ein solcher Wegweiser ist auch der bekannte Große Wagen, der bei uns als Polumläufer immer über dem Horizont steht und nie untergeht. Von hier aus finden wir mühelos zu anderen wichtigen Sternen und Sternbildern, die ihr inzwischen bei eurer Arbeit mit dem „Frösi"-Planetarium kennengelernt habt.
Sehen wir uns unseren Himmelswegweiser einmal näher an:



Alle hier genannten Sternbilder, die vom Großen Wagen aus zu finden sind, stehen natürlich nicht immer über dem Horizont. Je nachdem, ob sich der Große Wagen im Frühjahr hoch über uns oder im Herbst tief am Horizont befindet, ist nur jeweils ein Teil der Sterne und Sternbilder sichtbar. So können wir z. B. im Herbst am Abend den Löwen oder im Winter den Arktur im Bootes nicht sehen. Ein Blick auf die Sternkarte zeigt uns, in welcher Stellung sich jeweils der große Wagen befindet und wann die betreffenden Sternbilder zu sehen sind.
Ein Blick zum Sternhimmel wird euch davon überzeugen.

Zeichnung: Otto Sperling

Arnold Zenkert



Spezialitätenspiegel zum Ferienexpreß: Meine Heimat DDR



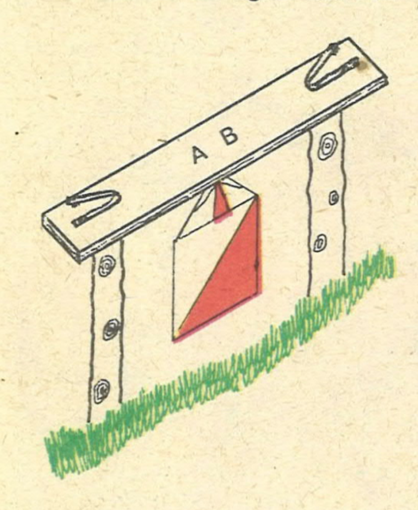
Was ist OL?

OL heißt Orientierungslauf. OL ist eine sportliche Kombination des Laufens, Suchens und des Findens von natürlichen und künstlichen Objekten in der freien Natur. Er wird vorwiegend in Waldgebieten durchgeführt.

Bei einem wettkampfmäßigen Orientierungslauf kommt es darauf an, die in einer Skizze oder Spezialkarte eingetragenen Kontrollpunkte (Posten) in möglichst kurzer Zeit zu finden.

Im Gelände sind diese Kontrollpunkte durch Posteneinrichtungen gekennzeichnet. Sie bestehen aus orange-weißen Stoffmarkierungen (auch Postenschirm genannt) und Kontrollzangen (oder Stempel).

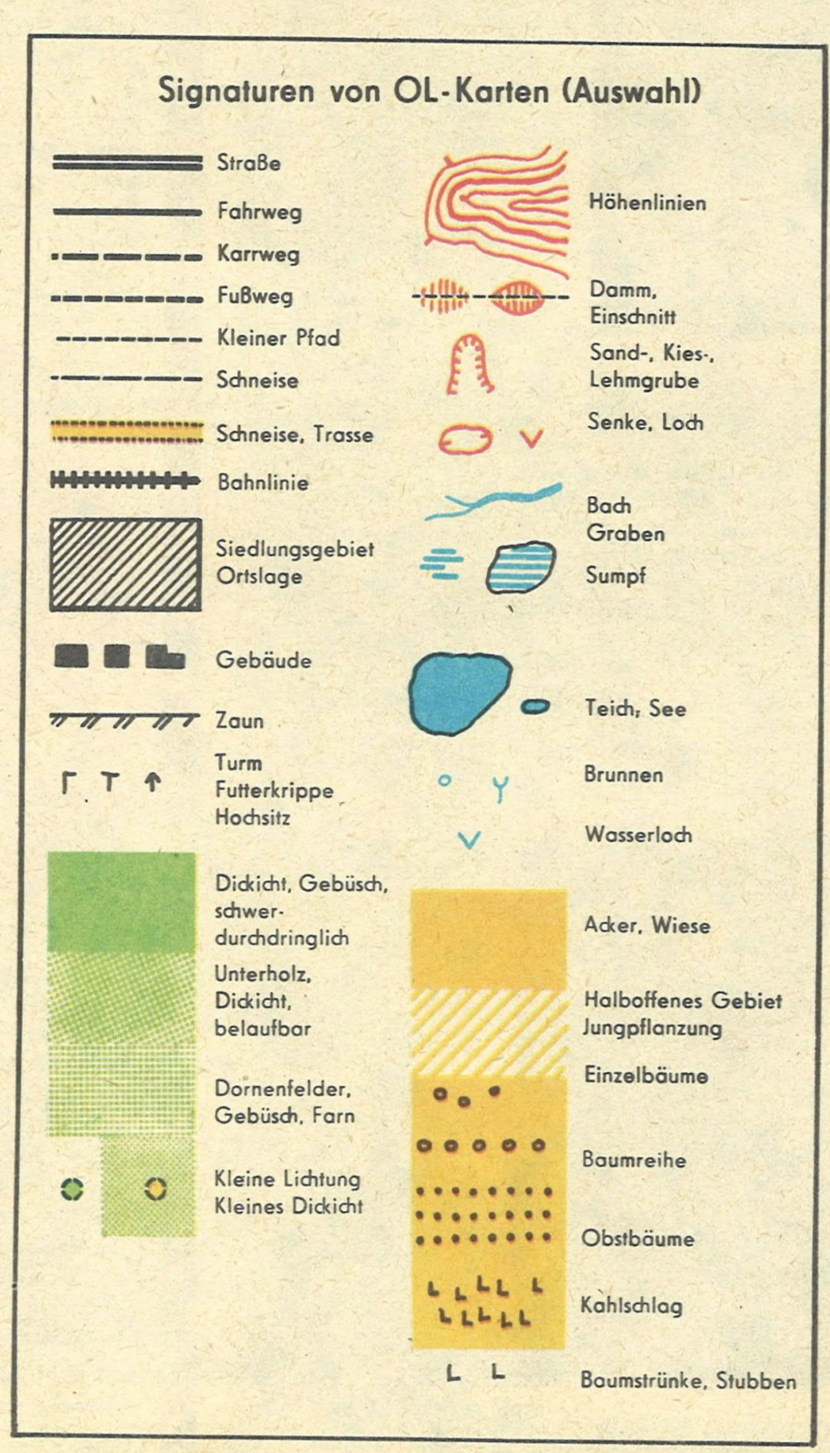
Am Start erhalten die Wettkämpfer eine Karte oder Skizze mit eingetragenen Posten (Kontrollpunkten) und eine Startkarte, auf der die Startzeit und am Ziel die Zielzeit verzeichnet wird. Der Wettkämpfer weist auf dieser Startkarte die aufgesuchten Posten durch Zangenbzw. Stempelabdruck nach. Sieger wird der Teilnehmer, der alle Posten in der kürzesten Zeit gefunden hat.



Was muß man beim Kartenlesen beachten?

Da der Wettkämpfer beim OL „querfeldein" läuft, orientiert er sich auch an kleinen Gruben, Steinen, Weggabelungen, Bewuchsgrenzen u. a. markanten Erscheinungen im Gelände; deshalb sind diese auf OL-Karten auch gekennzeichnet.

Wald, der gut zu durchlaufen ist, erscheint auf der Karte als weiße Fläche. Grün werden Unterholz, Dickichte und Schonungen dargestellt – je dunkler, um so dichter ist der Bewuchs. Freie Flächen (Wiesen, Felder, Lichtungen u. a.) sind gelb dargestellt. Für weitere Besonderheiten im Gelände z. B. Futterkrippen, Hochstände, Stubben, Kahlschläge, Anpflanzungen, Zäune u. a. gibt es weitere spezielle Kartenzeichen (einige Signaturen haben wir für euch ausgewählt, s. Abb.).



Die OL-Bahn

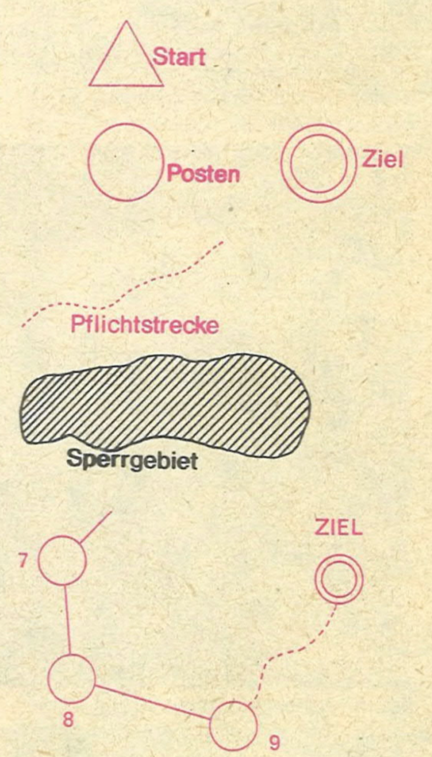
Die OL-Bahn auf der Karte ist meist rot eingetragen. Dabei bedeutet ein Dreieck den Beginn der Orientierung – oft ist das auch gleichzeitig der Start.

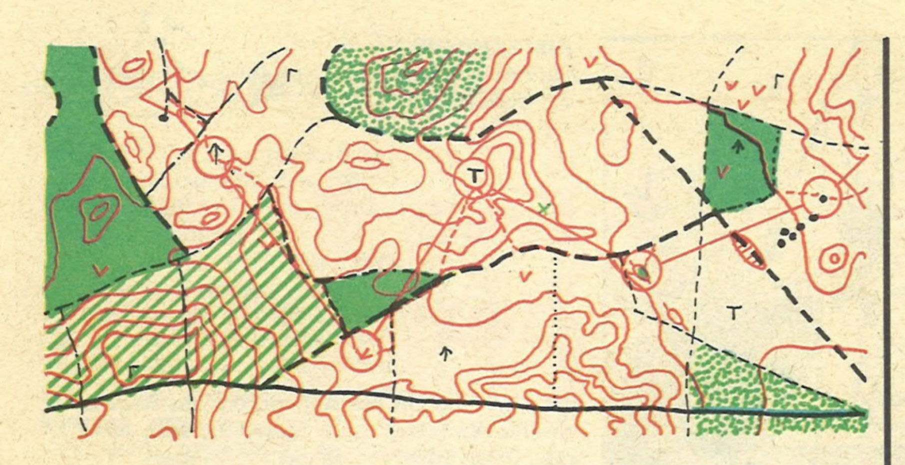
Die Posten sind durch Kreise markiert und fortlaufend numeriert. Das Ziel wird durch einen Doppelkreis dargestellt.

Alle Posten sind durch Geraden miteinander verbunden und müssen in vorgegebener Reihenfolge angelaufen werden.

Die Laufroute kann dabei beliebig gewählt werden (bei Abb. rot gestrichelt eingetragen).

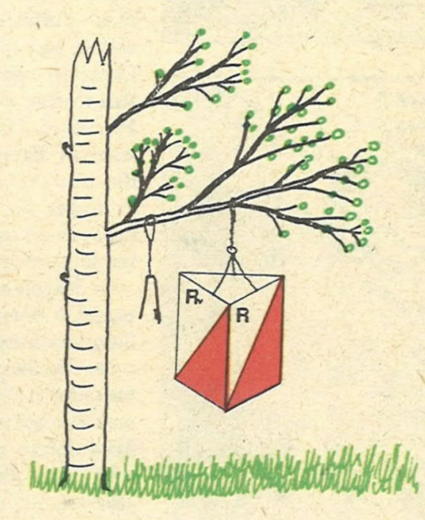
Pflichtstrecken sind durch punktierte Linien ausgewiesen, sie sind beim Wettkampf einzuhalten. Manchmal ist es erforderlich, ein bestimmtes Gebiet für die Wettkämpfer zu sperren. Solche Gebiete sind dann durch eine Schwarzschraffur auf der Karte gekennzeichnet.





OL selbst gestaltet

Auch ihr könnt in den Ferien Orientierungsläufe für euch und eure Freunde organisieren und durchführen. Wählt dazu als einfache Form des OL die Orientierungswanderung. In eine handelsübliche Wanderkarte tragt ihr Punkte – an Wegkreuzungen, Waldrändern, Gewässern oder ähnlichen markanten Stellen – ein und versucht, sie dann bei einem Spaziergang bzw. einer Wanderung im Gelände aufzusuchen.
Als Karten eignen sich besonders Wanderkarten oder Stadtpläne mit großem Maßstab (1:50 000, 1:30 000 oder größer), soweit sie im Handel erhältlich sind.
Wenn ihr von der Umgebung eures Ferienlagers keine Karte habt, könnt ihr euch einfache Geländeskizzen anfertigen. Sicher werden euch eure Gruppenhelfer beraten. Als Markierungen für die Kontrollpunkte solltet ihr euch Postenschirme aus Stoff oder Zeichenkarton herstellen.



Der Postenschirm besteht aus drei in Dreieckform angeordneten Quadraten. Jedes Quadrat ist 30 x 30 cm groß und diagonal in eine weiße und rote Hälfte geteilt (siehe Abb.).



An den einzelnen Kontrollpunkten (Posten) im Gelände werden diese Postenschirme an Bäumen o. ä. angebunden. Ihr könnt zur Kontrolle Stempel hinhängen oder Aufgaben stellen, die von den Teilnehmern der Orientierungswanderung zu beantworten sind. Wenn ihr mehrere solcher einfachen Orientierungswanderungen durchgeführt und Spaß daran gefunden habt, solltet ihr versuchen, das selbst gewählte Gebiet – anfangs mit leichtem Tempo – zu durchlaufen. Auch könnt ihr die Schwierigkeiten der zu findenden Punkte erhöhen, indem ihr die Kontrollpunkte mehr ins Gelände verlegt.
Wichtig bei all diesen Übungen ist es, daß die Karte beim Vergleich mit dem Gelände richtig gehalten wird. Bei Wanderkarten weist der obere Kartenrand im allgemeinen nach Norden.
Auf Skizzen sollte die Nordrichtung durch einen Pfeil gekennzeichnet sein. Ihr könnt auch einen Kompaß zum Einnorden der Karte bzw. der Skizze benutzen.

**Viel Spaß
euer
OL-Fuchs**



Abend am See



Gefahren sind wir in unserem Boot
vom Frührot bis zum Abendrot
über den See den Tag lang und nun
steigen wir aus, um uns auszuruhn.

Haben Sonne gegessen und Wellen getrunken
Abend ist nun auf das Wasser gesunken,
hat die Wellen geglättet, hat sie stiller gemacht.
Wir steigen jetzt aus. Es wartet die Nacht.

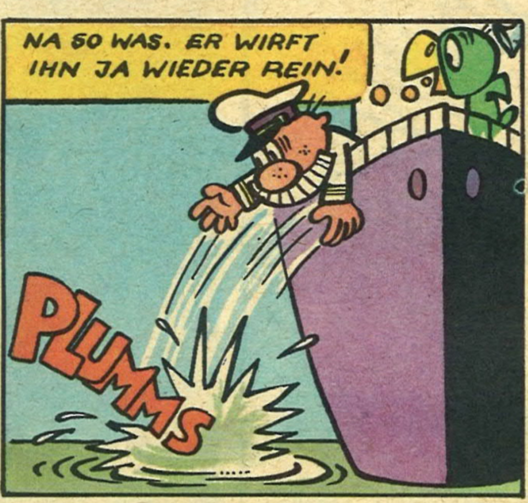
Schnell noch ein Feuer, ein Lied noch, eh alle
müde sich legen zum Schlaf in die Falle.
Schwankende, flirrende Lichter noch immer
vor unsern Augen als ein freundlicher Schimmer
des Tages zum Träumen in den kommenden Tag,
der dort wieder aufsteigt, wo der alte Tag lag.

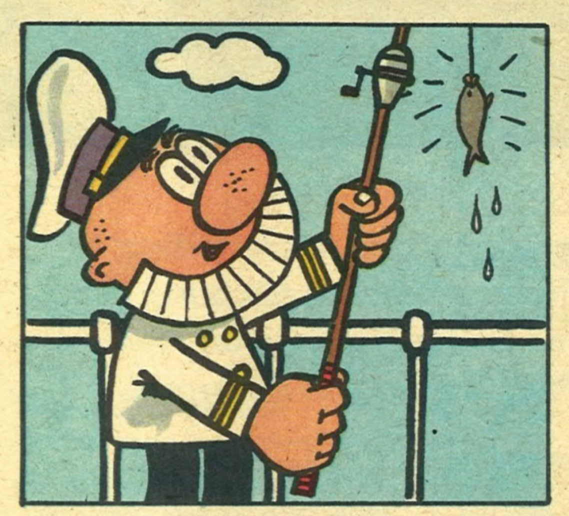
Jürgen Barber



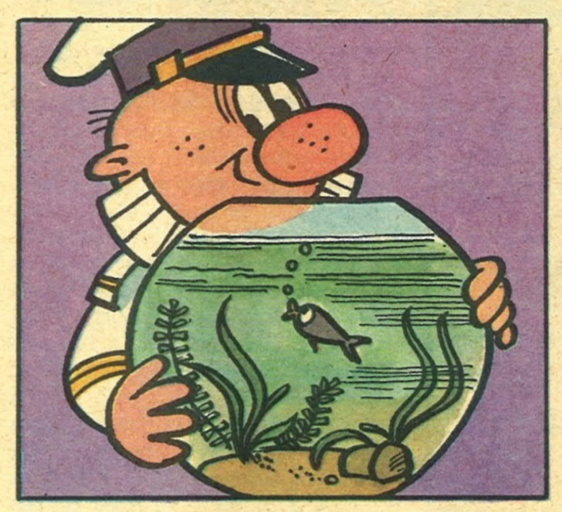


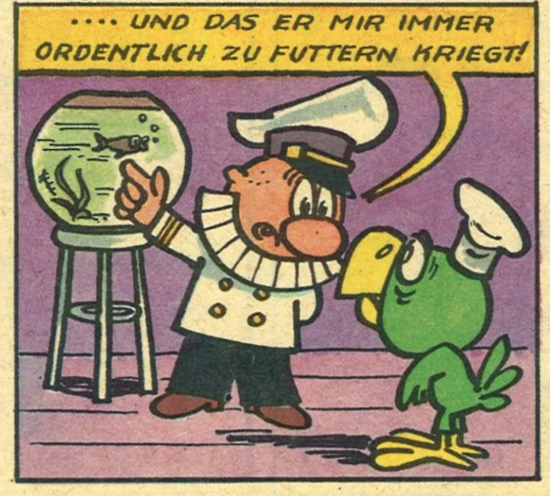












JURI SCHITOW
Meister des Sports der UdSSR

Der Gesang der PFEILE

Mag Zeit und Ort des Auftauchens des Bogens bei unseren Vorfahren auch umstritten sein, eines ist klar: Diese Erfindung gehört zur Steinzeit.

Das Auffinden alter Bogen ist verhältnismäßig selten. Als ältester gilt ein Bogen, der dem Mesolithikum zugerechnet wird. Man fand ihn beim Ausgraben der Siedlung Stellmoor nicht weit von Hamburg (BRD). Auf dem Territorium der UdSSR wurden Exemplare von Bogen und Pfeilschäften, die auch zum Mesolithikum (einer etwas späteren Periode) gehören, im Gebiet Swerdlowsk in Torfmooren entdeckt.

Im wesentlichen unterteilen sich die verschiedensten Bogen aller Zeiten und Völker in zwei Grundtypen – den einfachen und den komplizierten.

Den einfachen Bogen fertigte man aus Zweigen oder Gerten an. Bei den Bewohnern der Andamanen-Inselkette (Golf von Bengalen), bei den melanesischen Stämmen der Insel Mallikolo, den Einwohnern der Neuen Hebriden und Neu-Irlands trifft man Bogen, bei denen nur ein Ende gekrümmt, das andere gerade oder nach der entgegengesetzten Seite gebogen ist. Solche Formen fand man auch in den altgermanischen Grabstätten und bei Ausgrabungen in der Schweiz.

Als klassisch gilt der einfache Bogen der alten Römer, der „arcus" genannt wurde. Am meisten verbreitet war er in Osteuropa, Asien und den nördlichen Regionen Amerikas. Die Konstruktion dieses Bogens ist ziemlich schwierig. Man fertigte ihn aus verschiedenem Material an, die mit Fischleim zusammengehalten wurden. Über die Haltbarkeit des Geleimten kann man deswegen urteilen, weil fast alle durch Archäologen gefundenen Überreste von Bogen nicht auseinandergefallen waren, obwohl sie einige Jahrhunderte in der Erde lagen. Als Rohstoff für den Leim dienten die Schwimmblasen des Störs. Man befreite sie von der Außenhaut, schnitt sie auf, stopfte sie mit einem besonderen Gras aus und trocknete sie in der Sonne. Die getrockneten Blasen zerkleinerte der Meister durch Kauen, und die erhaltene „Masse" kochte er.

Die Form des komplizierten Bogens ist so, daß seine Enden nach vorn gekrümmt sind, während die Mitte nach hinten gebogen ist.

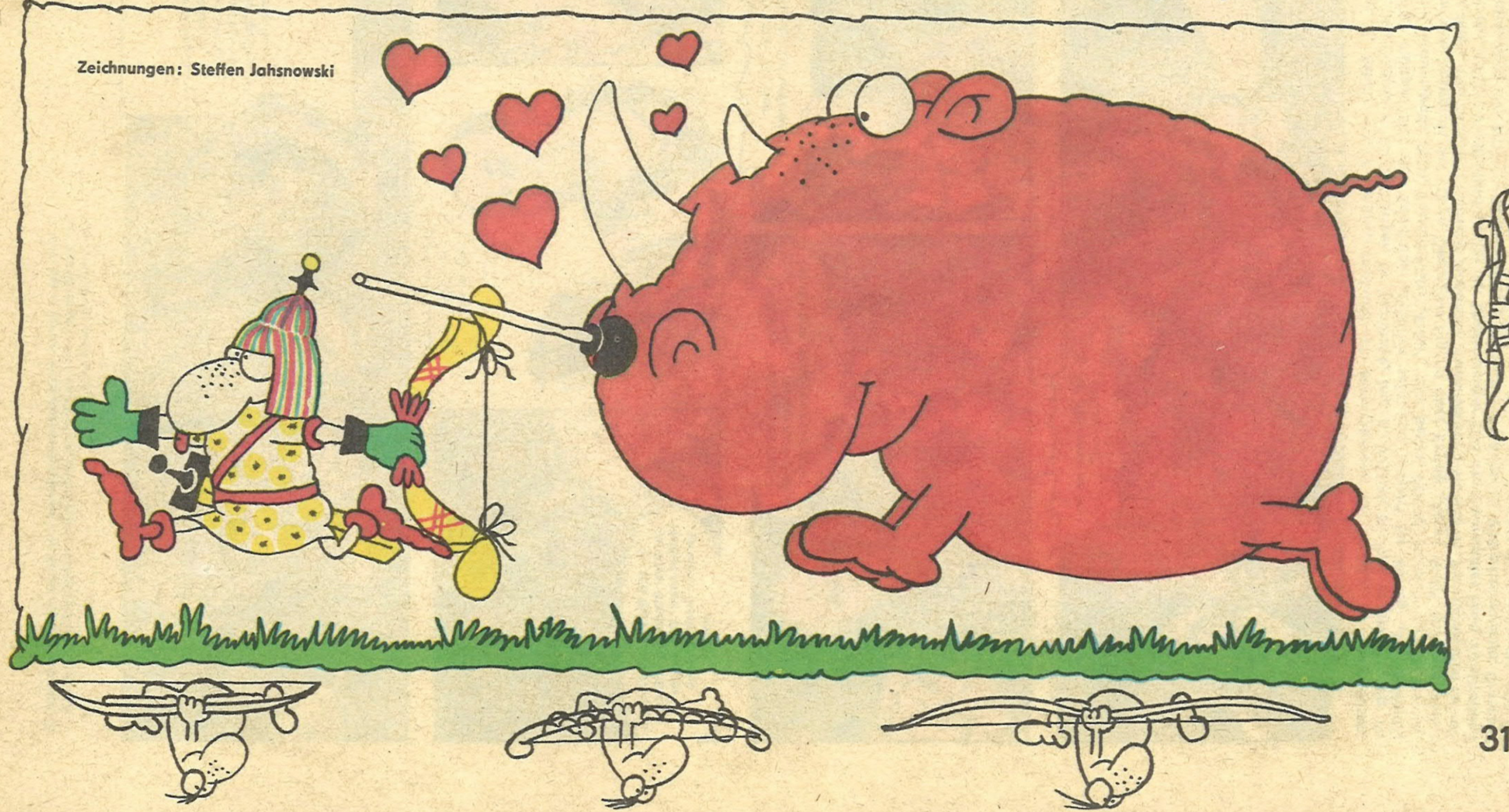
Die Sehnen der antiken Bogen stellte man aus Seidenfäden, aus „Darmsaiten", aus Tiersehnen, aus gedrehten Riemen gegerbter Haut und anderen Materialien her.

Nicht weniger verschiedenartig waren auch die Pfeile. Die Spitze fertigte man in der Regel aus Stein, Knochen und später aus Metall an. Zum Schießen auf große Entfernungen härtete man eiserne Spitzen. Man schmückte die Pfeile meistens mit Gänse- und Adlerfedern. Die Alten beherrschten den Bogen sehr geschickt und erreichten ausgezeichnete Schießergebnisse. Bei Schnelligkeitswettbewerben schossen die besten Schützen 8 bis 12 Pfeile in der Minute ab. Sie trafen auch den Mittelpunkt der Scheibe von der Größe eines „Ochsenauges" auf eine Entfernung von zweihundert Schrit-



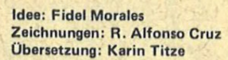
ten, und einige brachten es fertig, auf eine Entfernung von siebzig Schritten eine Haselrute in zwei Teile zu spalten.
Berühmt waren auch die russischen Bogenschützen. Sie gingen so geschickt mit dem Bogen um, daß, während der erste Pfeil noch flog, die nächsten zwei oder drei ihm bereits folgten. Bei Wettkämpfen schossen manche den Pfeil durch mehrere Ringe und trafen eine Kupfermünze. Auf der Jagd trafen sie Gänse und Schwäne im Flug. Wer von den Kaukasus-Bewohnern wüßte nicht, was „Kabachi" ist! Dieser uralte Nationalfeiertag besteht bis in unsere Tage. In früheren Zeiten fanden die „Kabachi" gewöhnlich bei einer Hochzeit oder bei Begräbnissen statt. Die besten Schützen aus dem ganzen Umkreis versammelten sich. Im Zentrum eines Platzes grub man einen Mast von zehn Metern Höhe und mehr ein. An der Spitze wurden Gegenstände als Ziel befestigt. Die Reiter, mit Bogen und Pfeilen ausgerüstet, versuchten in vollem Galopp mit sicherem Schuß in dieses Ziel zu treffen. Der erfolgreichste Schütze war der Held des Tages.
Das Bogenschießen nimmt auch im großen Sport einen Ehrenplatz ein. Im Jahre 1900 demonstrierten die „Robin Hoods" des XX. Jahrhunderts ihre Meisterschaft in großen Auftritten bei den XI. Olympischen Spielen. Von 1904 bis 1920 wurde diese Sportart offiziell in das Programm der Olympischen Spiele aufgenommen, aber danach wurde sie unverdientermaßen ausgeschlossen. Erst die Gründung einer internationalen Föderation (FITA) im Jahre 1931 entwickelte wieder diese bemerkenswerte Sportart.
In der Sowjetunion wurde das Sport-Bogenschießen im Jahre 1957 während der Weltfestspiele der Jugend und Studenten vorgestellt. Damals demonstrierten Bogenschützen aus Polen, Finnland und der ČSSR ihre Kunst. Danach wurde den Gästen eine interessante Überraschung geboten: es traten burjatische Bogenschützen auf! Ihre Bogen wahrten die traditionelle Form der uralten Waffe, die Pfeile waren aus Holz und bedeutend länger als die für diesen Sport üblichen, und anstelle der Zielscheiben legte man farbige Filzwälle auf die Aschenbahn des Stadions „Avantgarde". Mit ihren leuchtenden Nationalkostümen bekleidet, gingen die burjatischen Bogenschützen zur Schußlinie, spannten leicht die Sehne und schossen, als ob sie gar nicht zielten, sehr schnell Pfeil auf Pfeil in den roten Filzwall, genau ins Zentrum. Die ungewöhnliche Treffsicherheit erstaunte das ganze Stadion. So trafen sich Mitte des XX. Jahrhunderts, in der Ära der kosmischen Flüge, die Bogen des Altertums mit den modernen.
Es vergehen sechs Jahre, da erfährt auch das Ausland von den sowjetischen Bogenschützen. Die erste Kraftprobe und der erste Erfolg: Sieger der „Ganefo"-Spiele (1963) wird Wiktor Sidoruk, heute Verdienter Meister des Sports und Haupttrainer der Auswahl-Mannschaft des Landes.
Im Jahre 1968 debütierten sowjetische Schützen mit vollem Erfolg bei der ersten Europameisterschaft. Ein Jahr später nahmen die Sportler zum erstenmal an den Weltmeisterschaften teil. Und wieder ein Erfolg: die weibliche Auswahlmannschaft der UdSSR errang Goldmedaillen. Die folgende Weltmeisterschaft 1971 bewies von neuem das große Können sowjetischer Bogenschützen. Emma Gaptschenko wurde Weltmeisterin. Die nächste Weltmeisterschaft 1973 – und die nächste Medaille des absoluten Champions erhält Wiktor Sidoruk. Die weibliche Mannschaft der UdSSR ist nach wie vor Weltmeister, die männliche ist Preisträger der Weltmeisterschaft.
Ein halbes Jahrhundert später war im Programm der XX. Olympischen Spiele 1972 wieder das Bogenschießen enthalten. Auf der bronzenen Stufe des Siegerpodestes stand Emma Gaptschenko und etwas niedriger Ketewan Lossaberidse, sie hatte den vierten Platz erkämpft.
Im Laufe des Jahrtausends war der Gesang der Pfeile zum Symbol des Krieges, blutiger Zusammenstöße, des Todes geworden. Jetzt, zu den XXII. Olympischen Spielen in Moskau streiten Bogenschützen im Zeichen der Freundschaft und des Friedens um den Olympiasieg.

Übersetzung aus dem Russischen: Dagmar Regener



Zeichnungen: Steffen Jahsnowski

ERINNERUNGEN DES CHAMACO


Idee: Fidel Morales
Zeichnungen: R. Alfonso Cruz
Übersetzung: Karin Titze

In Kuba gab es vor der sozialistischen Revolution viele Kinder, die immer hungerten. Auf ihre Weise kämpften sie gegen das Unrecht. Ich möchte Euch die Geschichte meiner Kindheit weiter erzählen:





















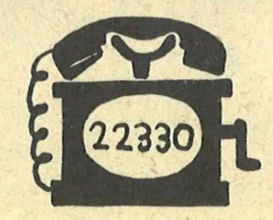




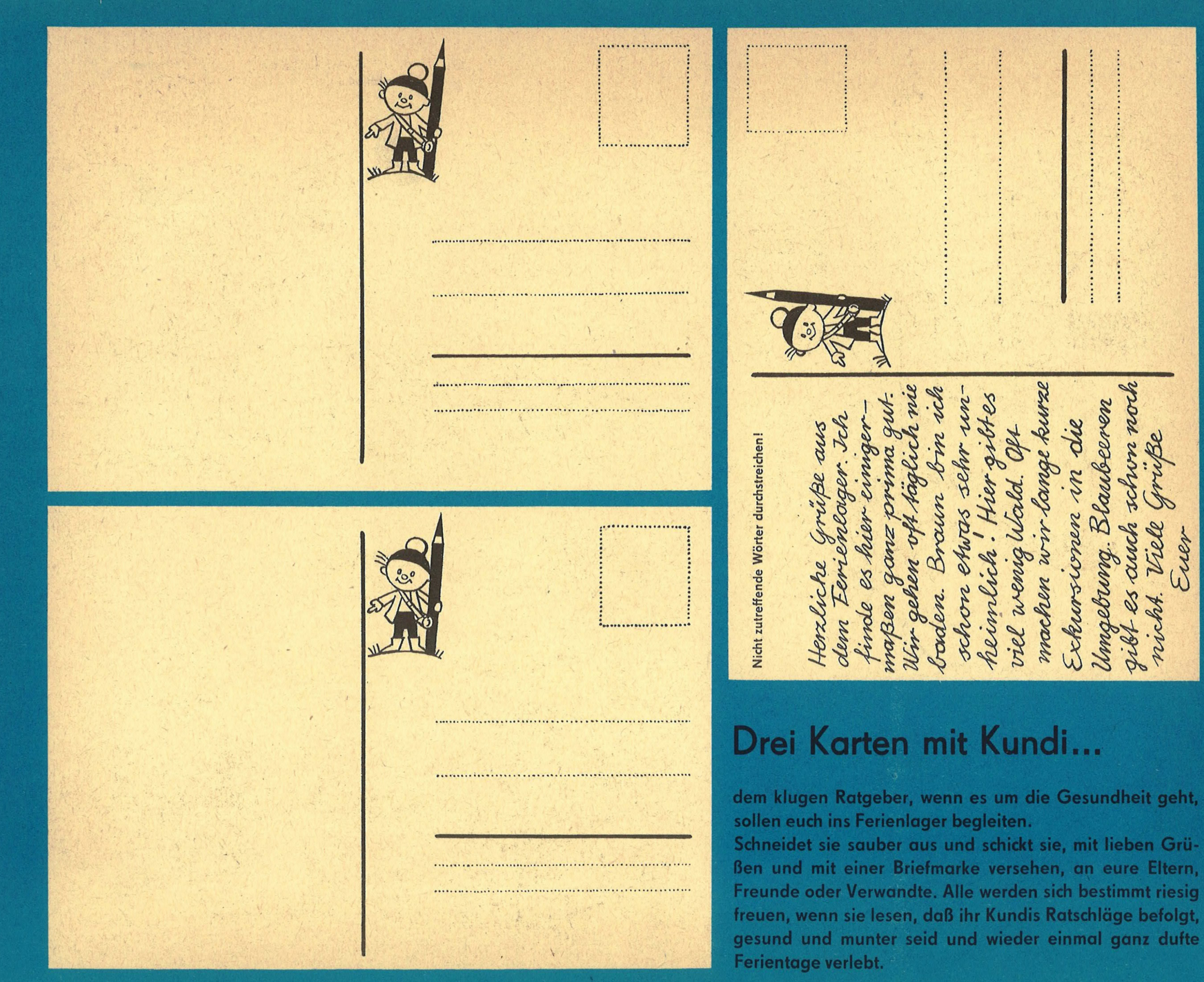




Redaktion „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold und der Ehrennadel der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Gold. Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr. Chefreporter: Eckhard Rösler, Gestalter: Alexander Michalak, Vera Kruse. Redakteure: R. Bredereck, U. Brocke, F. Frenzel, OL M. Heilmann, M. Hesse, R. Kegel, A. Kobow, Ch. Meier, L. Simon. Kollegium: H. Alisch, G. Dorn, G. Dorst, E. Dropczynski, G. Feustel, R. Hambach, Dipl.-Päd. L. Jaschin, Dr. K. Herde, Prof. Dr. P. Klimpel, Dr. E. Lange, Dr. Ch. Lost, W. Meyer, H. Petrik, Prof. Dr. J. Polzin, F. Paetzold, R. Sonntag, R. Skottky, Dipl.-Päd. D. Wilkendorf, D. Weißpflog. – Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ök. H. Drasdo, Ing.-Ök. H. Görner, Ing. G. Giersch, Ing.-Ök. J. Kahl, Ing.-Ök. M. Kutschick,



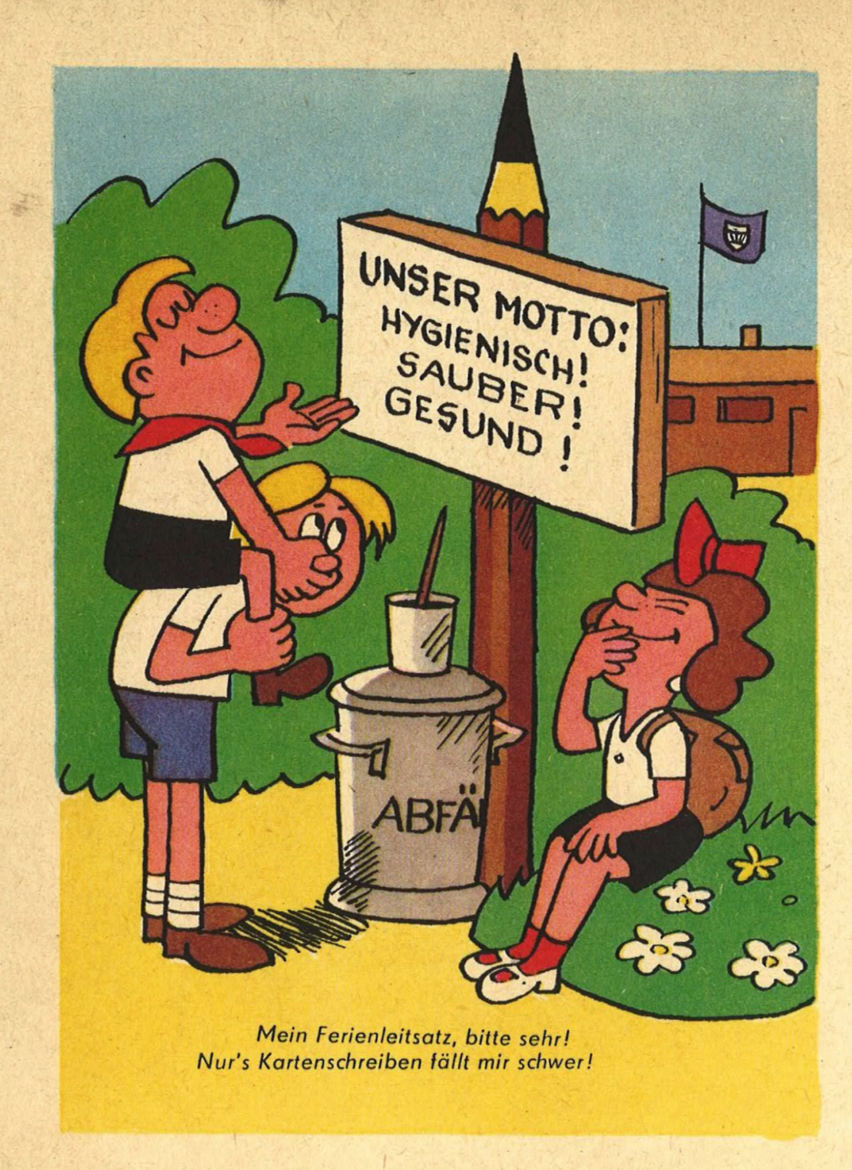
Dipl.-Ing. E. Schulz, Dr. P. Lobitz, Dipl.-Ing. H. Mauersberger, G. Meinke, A. Camphausen, Ing.-Ök. W. Ondracek, Dr. B. Peisker, G. Tscharnke, Ing. K. Barthel, H. Formatschek, Dr.-Ing. H. Förster, R. Philipp. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", 108 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf: 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt". Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementspreis 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee.



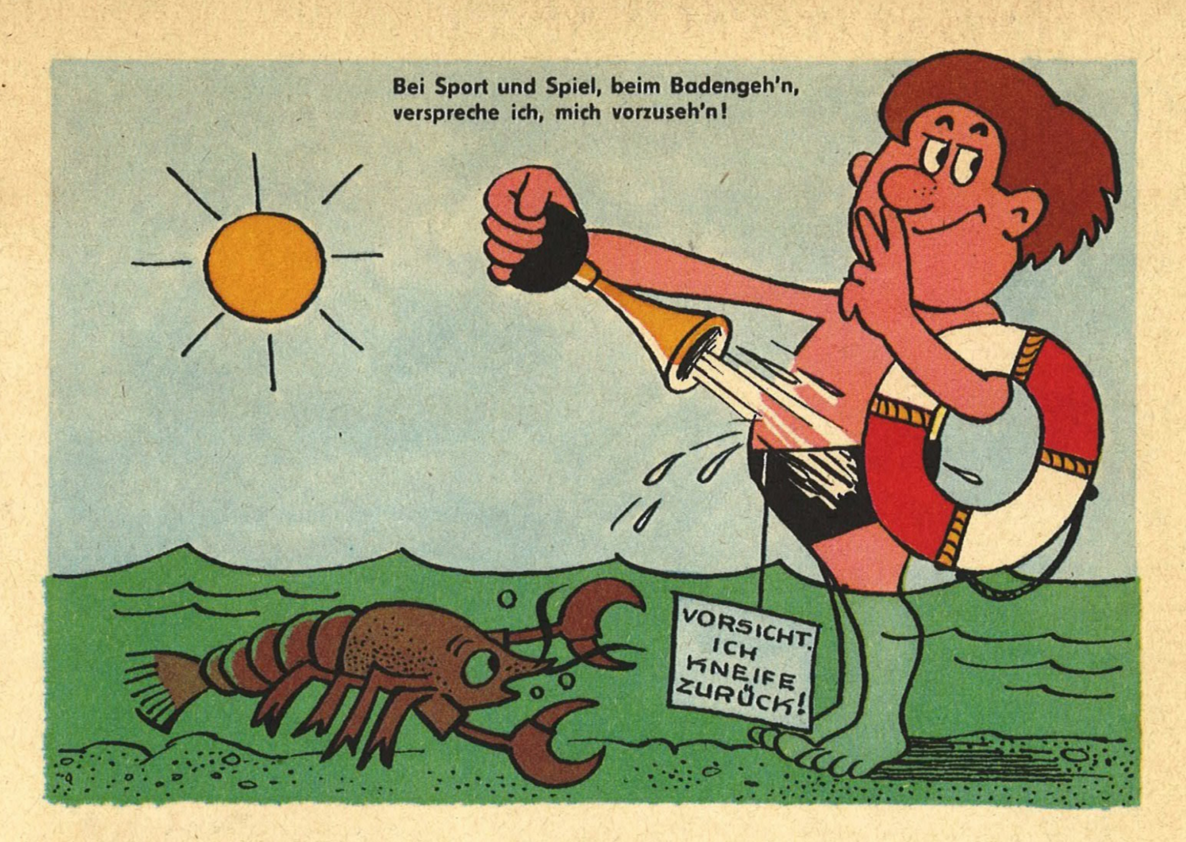
Drei Karten mit Kundi…

dem klugen Ratgeber, wenn es um die Gesundheit geht, sollen euch ins Ferienlager begleiten.

Schneidet sie sauber aus und schickt sie, mit lieben Grüßen und mit einer Briefmarke versehen, an eure Eltern, Freunde oder Verwandte. Alle werden sich bestimmt riesig freuen, wenn sie lesen, daß ihr Kundis Ratschläge befolgt, gesund und munter seid und wieder einmal ganz dufte Ferientage verlebt.



Mein Ferienleitsatz, bitte sehr!
Nur's Kartenschreiben fällt mir schwer!



Bei Sport und Spiel, beim Badengeh'n,
verspreche ich, mich vorzuseh'n!



Auf der Wetterkarte rechts könnt ihr, je nach Wetterlage, eine dieser drei Beispiele einzeichnen!
Bei plötzlich auftretender Schreibfaulheit empfiehlt Kundi die Karte oben links, bei der ihr Nichtzutreffendes nur zu streichen braucht.



Wetterkarte
Habt keine Angst, ich denke dran
und zieh' mich dementsprechend an!

Zeichnungen: Horst Alisch



Bernhard Heisig (geb. 1925), DDR, „Ikarus", Berlin, Palast der Republik

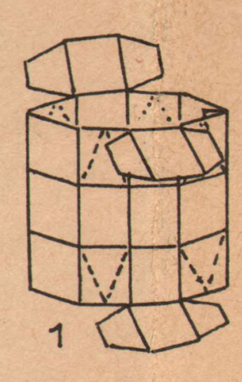
Bild des Monats „Frösi" 7/80

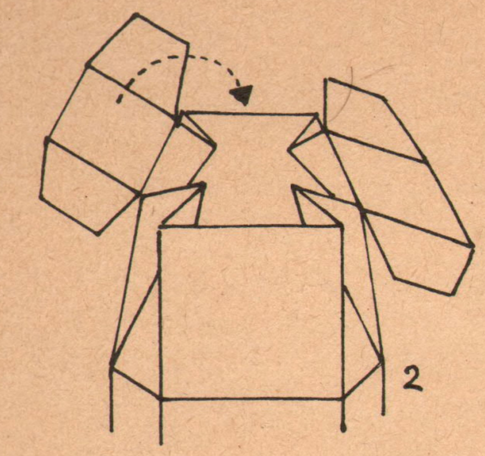

Bogen mit bunten
Abplättmustern (verschiedene
Motive

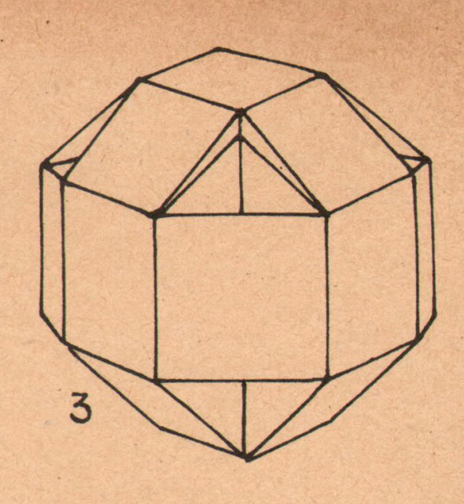
Olympiaball

Bastelanleitung: Um den Ball zusammenzusetzen, werden zunächst einmal sämtliche Falzlinien sorgfältig geknifft. Die Dreiecke oben und unten müssen besonders gut und genau nach innen gefaltet werden (Abb. 2). Jetzt erst wird das Ganze mit dem Klebefalz zu einer Säule zusammengeklebt (Abb. 1). Steckt nun die zwei Klappen oben und unten hinein (Abb. 2). So wie die Abbildung 3 muß der fertige Ball aussehen. Der FRÖSI-Olympiaball gibt euch einen Überblick zu wichtigen Entscheidungen in einzelnen Sportarten der XXII. Olympischen Sommerspiele 1980 in Moskau. Die Vorkämpfe in verschiedenen Sportdisziplinen mit der genauen DDR-Sommerzeit entnehmt bitte der Tagespresse.

Redaktionsschluß für diese Beilage: 1. 2. 1980.







SONNABEND, 19. 7.
15.00 Uhr Eröffnung (Moskauer Zeit)

SONNTAG, 20. 7.
9.00 Uhr Schießen
10.00 Uhr Radsport
18.00 Uhr Schwimmen
19.00 Uhr Gewichtheben



MONTAG, 21. 7.
9.00 Uhr Schießen
18.30 Uhr Schwimmen
19.00 Uhr Gewichtheben
19.30 Uhr Wasserspringen



DIENSTAG, 22. 7.
9.00 Uhr Schießen
9.00 Uhr Turnen
17.00 Uhr Radsport
18.00 Uhr Ringen
18.30 Uhr Schwimmen
19.00 Uhr Gewichtheben

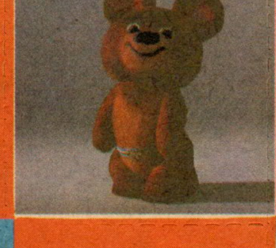


MITTWOCH, 23. 7.
9.00 Uhr Schießen
10.00 Uhr Turnen
18.00 Uhr Ringen
18.30 Uhr Schwimmen
19.00 Uhr Gewichtheben
19.30 Uhr Wasserspringen
19.00 Uhr Fechten



DONNERSTAG, 24. 7.
9.00 Uhr Schießen
14.30 Uhr Turnen
16.00 Uhr Moderner Fünfkampf
17.00 Uhr Radsport
17.00 Uhr Leichtathletik
18.00 Uhr Schwimmen
18.00 Uhr Ringen
19.00 Uhr Fechten
19.00 Uhr Gewichtheben
20.00 Uhr Turnen

FREITAG, 25. 7.
14.30 Uhr Turnen
17.00 Uhr Leichtathletik
19.00 Uhr Fechten
20.00 Uhr Turnen



SONNABEND, 26. 7.
9.00 Uhr Schießen
10.00 Uhr Rudern
16.00 Uhr Radsport
17.00 Uhr Leichtathletik
18.30 Uhr Schwimmen
19.00 Uhr Fechten
19.00 Uhr Gewichtheben
19.30 Uhr Wasserspringen



SONNTAG, 27. 7.
10.00 Uhr Rudern
14.00 Uhr Reiten
17.00 Uhr Leichtathletik
18.30 Uhr Schwimmen
19.00 Uhr Fechten
19.00 Uhr Judo
19.00 Uhr Gewichtheben



MONTAG, 28. 7.
10.00 Uhr Radsport
17.00 Uhr Leichtathletik
19.00 Uhr Fechten
19.00 Uhr Judo
19.00 Uhr Gewichtheben
19.30 Uhr Wasserspringen



DIENSTAG, 29. 7.
12.00 Uhr Segeln
14.45 Uhr Reiten
17.00 Uhr Wasserball
17.30 Uhr Volleyball
18.00 Uhr Ringen
18.30 Uhr Handball
19.00 Uhr Gewichtheben
19.00 Uhr Judo
19.00 Uhr Fechten



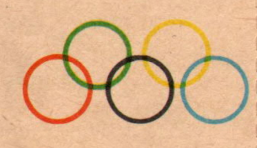
MITTWOCH, 30. 7.
16.30 Uhr Leichtathletik
18.00 Uhr Basketball
18.00 Uhr Ringen
19.00 Uhr Gewichtheben
19.00 Uhr Judo
20.15 Uhr Basketball



DONNERSTAG, 31. 7.
9.00 Uhr Reiten
17.00 Uhr Leichtathletik
18.00 Uhr Ringen
19.00 Uhr Judo
19.00 Uhr Fechten



FREITAG, 1. 8.
10.00 Uhr Reiten
16.00 Uhr Hockey
16.00 Uhr Kanu
16.30 Uhr Leichtathletik
19.00 Uhr Judo
19.30 Uhr Volleyball



SONNABEND, 2. 8.
14.00 Uhr Bogenschießen
15.00 Uhr Boxen
16.00 Uhr Kanu
18.00 Uhr Judo
19.00 Uhr Fußball

SONNTAG, 3. 8.
12.45 Uhr Reiten
15.00 Uhr Abschlußzeremonie

Zeichnungen: Otto Sperling

Schätze mal...

1. Wieviel Prozent der arbeitsfähigen Bevölkerung der DDR ist berufstätig?
2. 1979 wurde das Nationaleinkommen unserer Republik des Jahres 1949 in wieviel Tagen erzielt?
3. 1949 wurde an einem Arbeitstag für 100 Millionen Mark industrielle Warenproduktion erzeugt. 1978 waren es wieviel?
4. Für 1 000,– Mark Industrieproduktion brauchte man 1955 noch etwa 72 Stunden. 1978 benötigten die Werktätigen der DDR dafür nur noch . . . Stunden.
5. Was meinst du: Wieviel Bücher wurden seit 1949 in unserer Republik gedruckt?
6. Vor 15 Jahren waren noch 2,2 Millionen Werktätige in der Landwirtschaft tätig. Heute sind es noch . . . Menschen.
7. 1949 betrug der Durchschnittsertrag je ha etwa 18 dt Getreide, 1978 waren es schon . . . dt.
8. Wieviel drei- bis sechsjährige Kinder von 1 000 gehen in den Kindergarten?
9. Schätze mal, wieviel Prozent der Lehrlinge aller technischen Berufe Mädchen sind!
10. Wieviel Jugendliche der DDR sind bisher mit Jugendtourist in das Land Lenins gereist?
11. Schätze mal: Wieviel „Trabbis" fahren auf unseren Straßen?
12. Wieviel DDR-Touristen waren bis 1979 in der Sowjetunion?
13. Wieviel Bürger unserer Republik besitzen (im unterschiedlichen Beherrschungsgrad) Russisch-Kenntnisse?

„Frösi"-Ferien-Schützen-Test

Für die Ferienfahrt ein paar nachdenkliche Tüftelfragen. Die Pfeile bringen die Antwort. Jede richtige Antwort führt dich in der Verlängerung der Pfeilrichtung zu einem Buchstaben auf der Schießscheibe. Die gefundenen Buchstaben in der Reihenfolge 1 bis 13 ergeben ein gesuchtes Lösungswort. Schreibe dieses auf einer Postkarte bis zum 1. September 1980 an „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37.

Unter den richtigen Einsendungen werden 1980 Feriensieger ermittelt. Sie erhalten Buchpreise, Schallplatten, Abreibebilder von „Frösi"-Figuren.

Nur die Gewinner erhalten Post von „Frösi".

Zu unserer Beilage

Bunte

In diesem „Frösiheft" findet ihr einen Bogen Papier, mit dem ihr viele hübsche Basteleien herstellen könnt. Wir erhielten dieses Papier aus einem großen Textilbetrieb in Limbach-Oberfrohna, wo mit diesem Material Stoff maschinell bedruckt wird. Und dieses Bedrucken könnt ihr nun zu Hause auch machen. Bittet Mutti, Vati, Oma, Opa, Tante oder euren Onkel, in eurem Beisein den Druck mit einem Bügeleisen vorzunehmen. Die Motive lassen

Transferpapier – so ist der richtige Name – auf Baumwollstoff oder weißen Zeichenkarton legen. Die bedruckte Seite muß auf dem Stoff oder dem Zeichenkarton liegen.
Jetzt wird das Bügeleisen auf die Fläche gestellt und etwa eine halbe Minute leicht aufgedrückt. (Nicht hin- und herbügeln, da sonst das Muster verwischt.) Ihr könnt aus dem Transferpapier auch einzelne Motive oder Streifen herausschneiden,

Lesezeichen: Aus weißem Zeichenkarton das Lesezeichen und das Transferpapier in derselben Größe ausschneiden, auflegen und abbügeln.

T-Shirt: Streifen ausschneiden und damit den Ausschnitt oder die Ärmel verzieren. Auch einzelne Motive auf Brust oder Ärmel sind sehr dekorativ.

Röcke: Auf einfarbige Röcke wird ein Motiv oder

gut sieht es aus, wenn in der gleichen Farbe die Ränder mit Stickgarn umnäht werden.

Tischkarten und Einladungskarten: Mit Streifen oder einzelnen Motiven könnt ihr Einladungskarten oder Tischkarten gestalten.

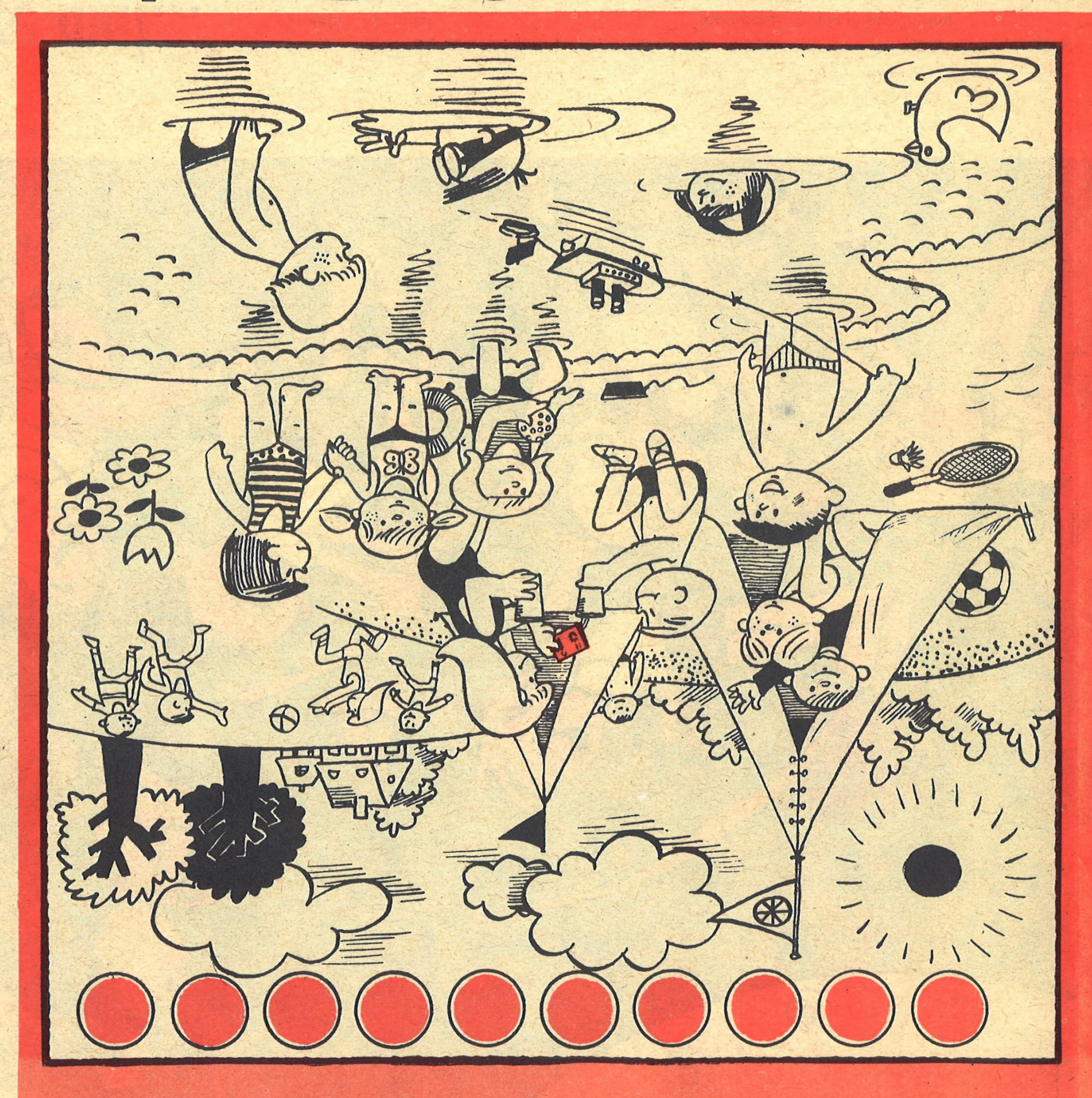
Kopftuch: Man bügelt die volle Fläche ab oder

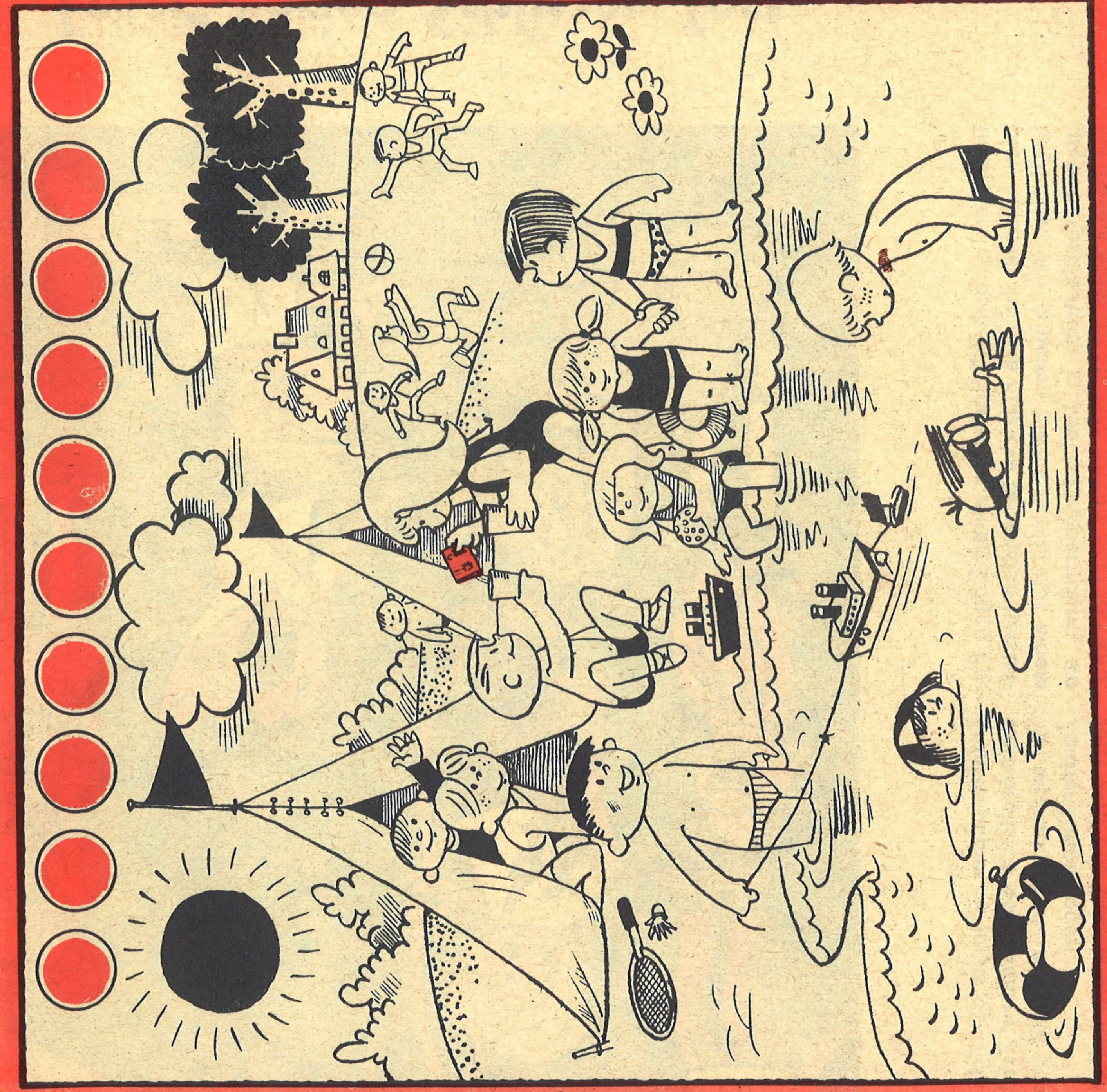
Nochmal T-Shirt: Streifen ausschneiden und bei einem T-Shirt mit kurzem Arm nur die Ärmel an den Seiten mit dem Motiv gestalten.

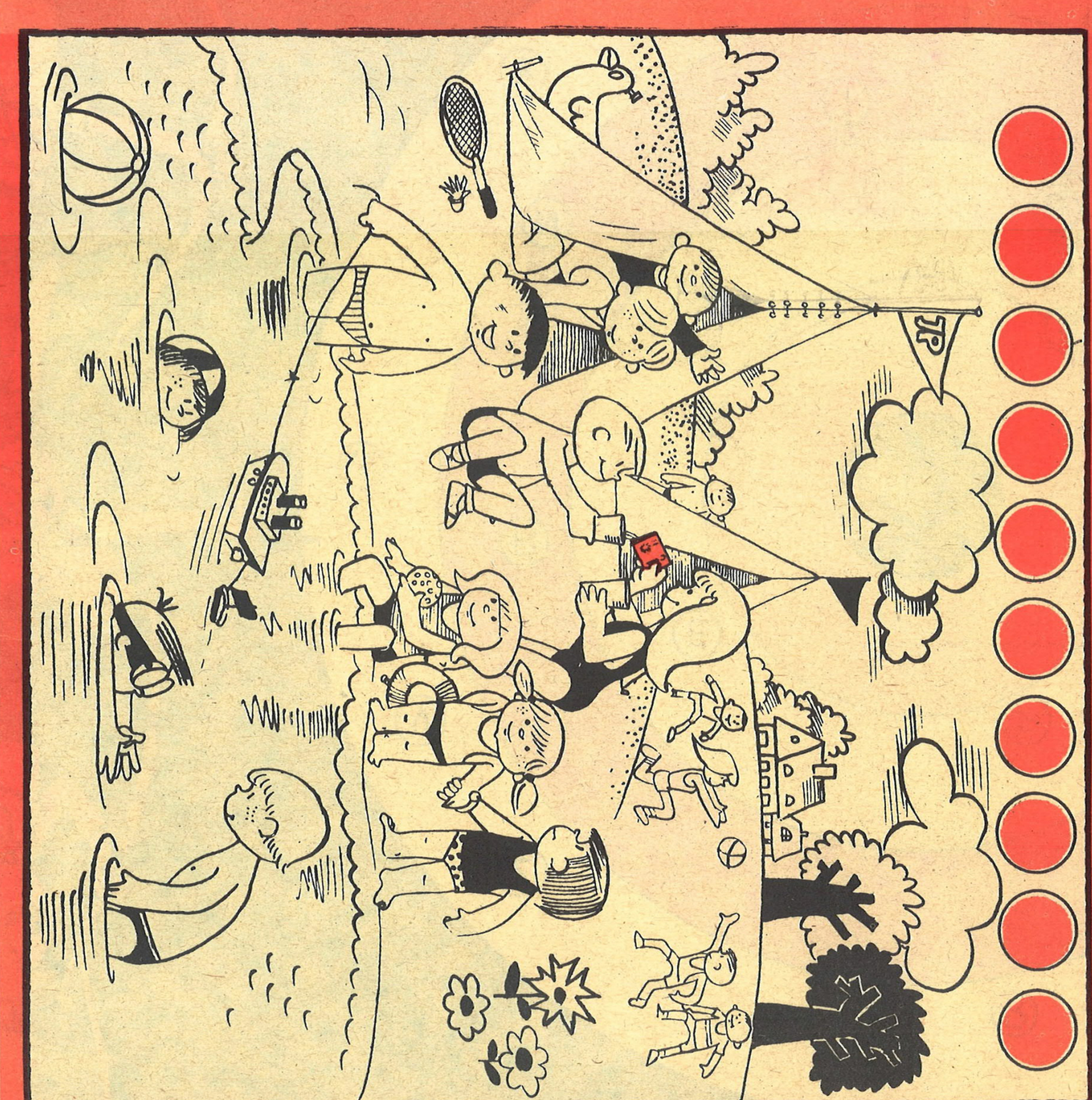
Achtung: Die aufgebügelten Muster und Motive sind waschecht, lassen sich also nicht mehr aus dem Stoff herauswaschen.

Diese Tips stellte für euch Monika Maltschewa

C-Vitchen – der kleine Beutel für den großen Durst!









C-Vitchen – der kleine Beutel für den großen Durst!

FERIENTREFFER – AUGENPFEFFER!

An unserem großen C-Vitchen-Spiel können sich vier Mitspieler beteiligen. Jeder benötigt zwei Spielsteine sowie 10 Halmafiguren, die auf die roten Kreise des eigenen Bildes gestellt werden. Und wenn noch ein Würfel zur Hand ist, kann das Spiel beginnen. Eure Spielsteine setzt ihr auf die schwarzen Felder vor eurer Zeichnung ein, gezogen wird entsprechend der gewürfelten Punktzahl. Es ist egal, mit welcher der beiden Spielfiguren ihr setzt. Steht ein Spielstein auf einem roten Feld mit dem C-Vitchen-Symbol, dann gilt es zu handeln. Sucht in einem der anderen drei Bilder einen Unterschied zu eurem Bild. Habt ihr ihn gefunden, bevor der nächste Spieler eine 6 gewürfelt hat, dann könnt ihr diesen Unterschied mit einem eurer Halmasteine bei dem anderen Mitspieler im Feld besetzen. In jedem Bild sind 10 Unterschiede zu allen anderen versteckt. Ausscheiden muß der Mitspieler, bei dem zuerst alle 10 Unterschiede besetzt sind, und gewonnen hat derjenige, bei dem am Schluß die wenigsten Halmasteine auf seinem Bild stehen.

Noch etwas ist zu beachten: Andere Spielsteine können nicht rausgeworfen werden. Geraten zwei Spielsteine auf ein Feld, so darf derjenige, der dieses Feld, als letzter erreicht hat, von seinem Bild eine Halmafigur, die einen Unterschied anzeigt, herunternehmen. Diese Halmafigur kann nicht mehr eingesetzt werden.